

NIEMALS VERGESSEN!

NOVEMBERPOGROM 1938 IN WIEN



Reader zum Antifaschistischen Rundgang
am 11.11.2009 in Wien - Favoriten

INHALT

NIEMALS VERGESSEN! ANTIFASCHISTISCHER RUNDGANG 11. November 2009, Wien – Favoriten

Niemals vergessen! – Einladung	SEITE 03
Stationen des Gedenkspaziergangs	SEITE 04
Unvollständige Liste weiterer Orte jüdischen Lebens in Favoriten bis 1938	SEITE 08
Zwangsarbeit in Favoriten	SEITE 09
Straßennamen in Favoriten, die an NS-Opfer erinnern	SEITE 10

TEXTSAMMLUNG

Diese Toten – Gedicht von Erich Fried	SEITE 11
Maßnahmen der Verfolgung – Doron Rabinovici	SEITE 12
Von Berlin nach Wien – Lea Rosh/Eberhard Jäckel	SEITE 15
„Und Vater sagte: Mir als gewesenen Offizier kann doch nichts passieren...“ – Interview mit Edward Arie	SEITE 22
Janka Adler – Ingrid Lavee/Steine der Erinnerung	SEITE 22
Simon und Risa Steiner – Itzhak Lavie/Steine der Erinnerung	SEITE 26

DOKUMENTE

Novemberpogrom – Auszug aus einer Wiener Radiosendung vom 10. November 1938	SEITE 27
Briefe an den Reichskommissar Gauleiter Josef Bürckel	SEITE 28
Privatbrief vom 20. November 1938	SEITE 32

ANTISEMITISCHE VERFOLGUNG UND WIDERSTAND IN EUROPA

Sowjetunion – Lea Rosh/Eberhard Jäckel	SEITE 33
Bulgarien – Lea Rosh/Eberhard Jäckel	SEITE 36
Italien – Lea Rosh/Eberhard Jäckel	SEITE 38

NIEMALS VERGESSEN!

Während des Novemberpogroms 1938 wurden 27 jüdische Männer ermordet, es gab 88 Schwerverletzte, dutzende Selbstmorde, mehr als 6500 Festnahmen. 3.600 verhaftete Juden und Jüdinnen wurden direkt in das Konzentrationslager Dachau transportiert, 4000 Geschäfte wurden geplündert und zerstört und 2000 Wohnungen geraubt – im NS-Jargon – „arisiert“.

ES GAB AUCH NOCH TAGE DANACH

Während der 9. November mittlerweile auch in Wien als Gedenktag begangen wird, wird über die antisemitische Kontinuität, die die Zeit davor und danach prägte, kaum gesprochen.

Wo am 9. November noch Synagogen und Bethäuser standen, waren in den Tagen darauf nur noch verkohlte Brandruinen. Wo es noch Geschäfte und Lokale gab, lagen nur noch Scherben - die Scherben nach denen die Nazis den Tag höhnisch „Reichskristallnacht“ nannten und deren Beseitigung einen neuen Anlass für Demütigungen und Gewalt bot. Wie an der Zerstörung waren auch hier SA, SS, NachbarInnen und BürgerInnen beteiligt.

Wo am 9. November Angst herrschte, war in den Tagen danach nur noch Verzweiflung. Zehntausende Juden und Jüdinnen wussten nicht, was mit ihren FreundInnen, Verwandten und NachbarInnen geschehen war.

Wo am 9. November noch Verzweiflung war, da war in den Tagen danach nichts mehr - 27 Morde hatten SA und SS unter Beifallklatschen von NachbarInnen und BürgerInnen begangen. Und die Angst ließ Dutzende den Freitod wählen.

DAS WAR DER NOVEMBER 1938 IN WIEN.

Der 9. November war ein Höhepunkt von Pogromen, die es in Österreich seit dem „Anschluss an das 3. Reich“ tagtäglich gab, aber er war nicht das Ende. Das Sprichwort, „Und morgen geht die Sonne wieder auf“, stimmt hier nicht, es dauerte noch fast sieben Jahre, bis den Nazis Einhalt geboten wurde.

Mit einem Rundgang wollen wir aufzeigen, wie flächendeckend die antisemitischen Ausschreitungen und „Arisierungen“ in Wien stattfanden.

Der Rundgang führt uns durch den 10. Bezirk, in dem bis 1938 eine jüdische Gemeinde bestand, über die heute kaum etwas bekannt ist. Wir haben einige Stationen ausgewählt um an diese Gemeinde, an ihre Zerstörung und den vielfachen Mord zu erinnern.

Wir bitten euch Gegenstände wie Transparente, Fahnen, Megaphone etc. zuhause zu lassen.

GEDENKSPAZIERGANG AM 11.11.2009

STATIONEN:

1.) FAVORITENSTRASSE 106: Krankenunterstützung und Bethausverein Ansche Emes – Männer der Wahrheit

Vereinszweck war die Durchführung von orthodoxen Gottesdiensten, die Erhaltung des Bethauses sowie die Fürsorge für kranke Mitglieder. Der Verein wurde durch den Stillhaltekommissar aufgelöst und das Vermögen eingezogen. (Der Stillhaltekommissar – in Österreich Albert Hoffmann – war für vermögensrechtliche Abwicklungen und die Gleichschaltung bzw. Auflösung von Verbänden und Vereinen zuständig.) Vom Obmann des Vereins Ansche Emes, Max Hübler, ist ein Brief vom 14. Juli 1938 erhalten, in dem er bittet das Verbot des Vereins aufzuheben, da dieser seit 1900 bestehe, nur den orthodoxen Gottesdienst pflege und keinen anderen Ort habe. Die Auflösung blieb dennoch aufrecht.

2.) HUMBOLDTGASSE/HUMBOLDTPLATZ: Humboldt-Synagoge, Jüdischer Frauenwohltätigkeitsverein für den 10. Bezirk, Humanitätsverein für den 10. Bezirk

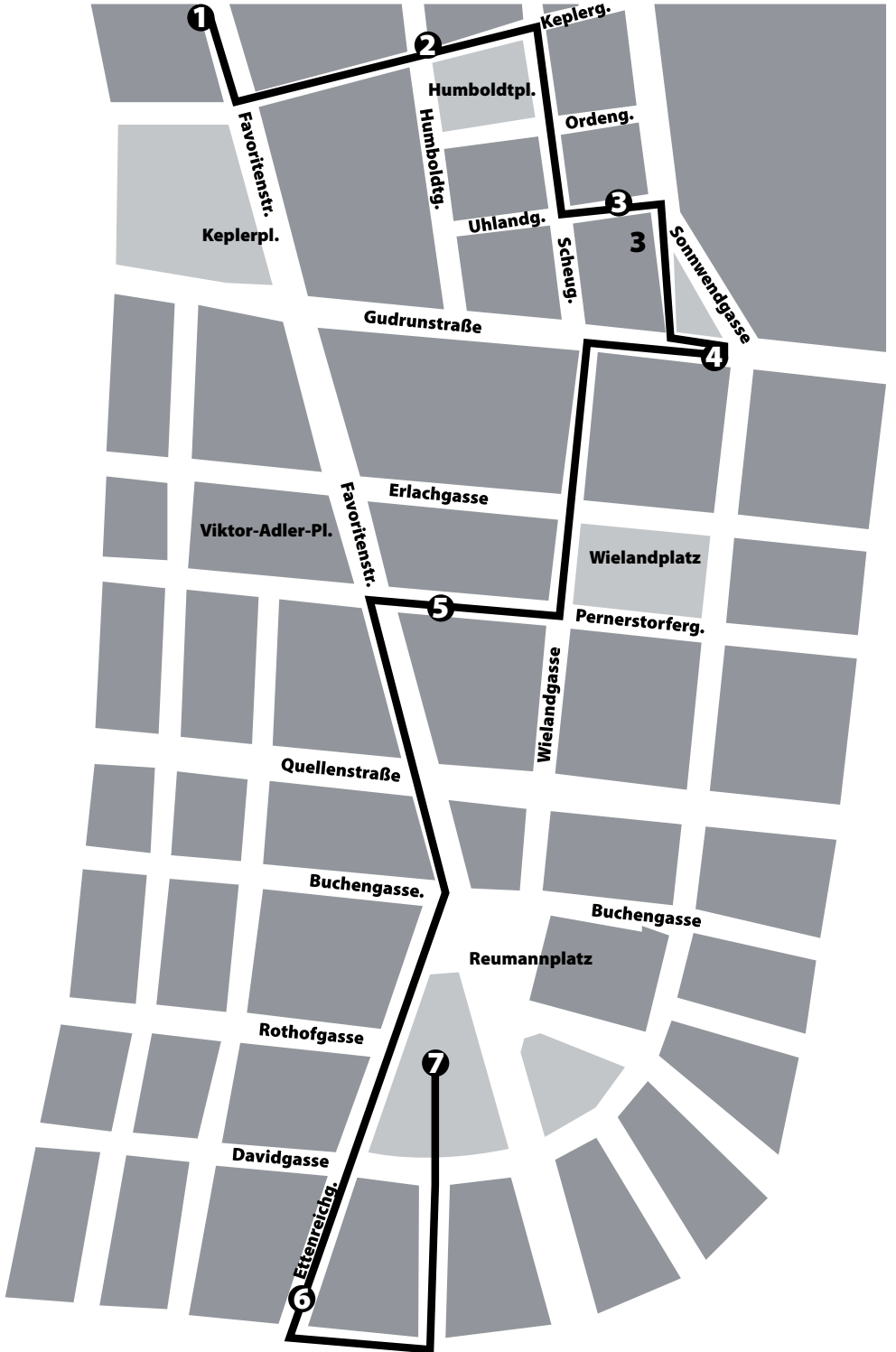
Israelitischer Tempel und Schulverein für den 10. Bezirk, Humboldtgasse 25 und 27. Die Gebäude beherbergten u.a. die Hebräische Sprach- und Bibelschule und eine Synagoge der israelitischen Kultusgemeinde mit 500 Plätzen. Während des Novemberpogroms wurde die Synagoge zerstört. Der Verein selbst wurde gelöscht, das Realitätenvermögen an den Stillhaltekommissar eingewiesen, das Restvermögen ging an die IKG Wien.

In einem Bericht der 89. SS-Standarte, gez. H. Riegler, SS Obersturmführer und Adjutant heißt es zur Zerstörung der Synagoge:

„Einheiten der 89. SS-Standarte haben sich an der Zerstörung [...] beteiligt bzw. diese selbst durchgeführt“. Brandbericht 10. November 1938: Tempel gesprengt, Häuser der Umgebung untersucht, nicht beschädigt.“

Ein Gastwirt bewarb sich unter Betonung, dass er NSDAP-Mitglied sei und sich als „politischer Leiter“ betätige, um das dem Tempelverein gehörende Wohnhaus, in dem seine Gastwirtschaft beheimatet war, und um das einstöckige Gebäude, das den Wintertempel beherbergte, wo er eine Garage errichten wollte. Der Stillhaltekommissar stimmte zu und verkaufte die dem Verein entschädigungslos entzogene Liegenschaft an den Gastwirt.

In einem ausführlichen Schreiben beschwerte sich weiters der arbeitslos gewordene ehemalige Portier des Tempels bei Gauleiter Bürckel über seine durch das Pogrom prekär gewordene Lage und betonte, dass er als „leidenschaftlicher Antisemit“, da seine Wohnung gleichzeitig mit dem Tempel zerstört worden sei, Anspruch auf Wie-



dergutmachung stelle, zumindest aber eine neue Wohnung aus der „Unmenge von Judenwohnungen“, die nun frei seien, fordere.

Die Humboldtgasse 27 beherbergte auch den 1935 gegründeten Jüdischen Frauenwohltätigkeitsverein für den 10. Bezirk.

Zweck des Frauenwohltätigkeitsvereins war Hilfe für bedürftige GlaubensgenossInnen, besonders Säuglinge, Kinder, Kranke und Wöchnerinnen, zu erbringen.

Während der nationalsozialistischen Herrschaft wurde der Verein vom Stillhaltekommissar gelöscht und das Vermögen in die Fürsorgezentrale der IKG Wien eingewiesen. Genauso verfahren die Nazis mit dem seit 1891 bestehenden Humanitätsverein für den 10. Bezirk, der ebenfalls in der Humboldtgasse angesiedelt war.

Vereinszweck war die Unterstützung bedürftiger jüdischer BewohnerInnen des 10. Bezirks und die Rituelle Hilfe bei Todesfällen.

3.) UHLANDGASSE 2: Jüdischer Turnverein Makkabi Wien X

Makkabi Wien X unterhielt 2 Turnsäle in der Knabenvolksschule 10., Uhlandgasse 2 und in der Mädchenvolksschule 10., Quellenstraße 52.

Vereinszweck war die Pflege des Turnens und anderer Leibesübungen im Sinne der nationaljüdischen Ideen.

Der Verein wurde 1938/39 vom Stillhaltekommissar gelöscht und das Vermögen in die Fürsorgezentrale der IKG Wien eingewiesen.

4.) GUDRUNSTRASSE 125: Bund Jüdischer Frontsoldaten Österreichs

Der Bund jüdischer Frontsoldaten wurde 1932 als Reaktion auf den wachsenden Antisemitismus im allgemeinen und auf das Erstarken des Nationalsozialismus im besonderen gegründet. 1935 hatte er bereits 20 000 Mitglieder. Er bezweckte die „Pflege traditioneller Kameradschaft unter den jüdischen Frontsoldaten“ und die „Wahrung der Ehre und des Ansehens der in Österreich wohnhaften Juden“.

Der B.J.F. war attraktiv für konservativ eingestellte Juden, für die Christlichsoziale und Deutschnationalen aufgrund des starken Antisemitismus in diesen Parteien nicht in Frage kamen. Die Glorifizierung der Monarchie und der k.u.k. Armee waren zentrale Elemente seiner Ideologie.

Der B.J.F. stellte eine militärische Bereitschaftstruppe auf um bei antisemitischen Übergriffen intervenieren zu können. Im Mai 1933 trat der B.J.F. korporativ der Vaterländischen Front bei und bot 1934 der Regierung seine Unterstützung bei der Niederschlagung des Februaraufstands an.

5.) PERNERSTORFERGASSE 25: Zionistische Ortsgruppe Favoriten-Simmering des Zionistischen Landesverbandes für Österreich und Sparverein Deworah

Der zionistische Landesverband (der Zionistischen Organisation) wurde nach dem 1. Zionistenkongress in Basel, 1897 gegründet. Er hatte den Anspruch alle ZionistenInnen Österreichs zu vertreten, war aber in der Praxis stets vom bürgerlichen Lager dominiert, während die wichtigsten linkszionistischen Gruppen nicht im Landesverband organisiert waren.

In den späten 20er Jahren war er, nach einer Spaltung im wesentlichen nur noch die Plattform der Allgemeinen Zionisten, also v.a. einer politischen Richtung des Zionismus, und gab den Alleinvertretungsanspruch für alle ZionistInnen zunehmend auf.

6.) ETTENREICHGASSE 9: Steine der Erinnerung für Janka Löwenstein/Adler und für Risa und Simon Steiner

In der Ettenreichgasse 9 setzte der Verein „Steine der Erinnerung“ drei jüdischen BewohnerInnen des Hauses ein Denkmal. Für biographische Texte siehe Seite 22 in dieser Broschüre.

7.) REUMANNPLATZ: Denkmal für die Opfer des Faschismus

Das Denkmal trägt folgende Aufschrift:

1934–1945
Den Opfern des Faschismus
für Österreichs Freiheit und Unabhängigkeit
Den Toten zum Gedenken,
den Lebenden zur Mahnung.
Niemals vergessen

sowie eine (unvollständige) Liste von Orten nationalsozialistischer Verfolgungs- und Vernichtungspolitik, an denen EinwohnerInnen des 10. Bezirks ermordet wurden. Das Mahnmal wurde am 24. Oktober 1981 durch Bundesministerin Hertha Firnberg enthüllt. Es war auf Initiative der Arbeitsgemeinschaft der KZ-Verbände und Widerstandskämpfer Österreichs und mit Hilfe der drei staatsgründenden Parteien der Zweiten Republik (SPÖ, ÖVP, KPÖ) errichtet worden. Die Grundsteinlegung fand am 11. Oktober 1980 statt. Im Juli 1982 wurde das Mahnmal mit neonazistischen Parolen beschmiert.

An den allermeisten hier aufgeführten Orten findet sich kein Erinnerungszeichen für die jüdische Gemeinde in Favoriten und kein Hinweis auf die antisemitische Gewalt.

UNVOLLSTÄNDIGE LISTE WEITERER ORTE JÜDISCHEN LEBENS IN FAVORITEN BIS 1938:

● **Israelitischer Bethausverein Neue Schalom, Rotenhofgasse 22**
1938/39 vom Stillhaltekommissar aufgelöst

● **Steine der Erinnerung, Troststraße 125**

Die hier gesetzten Steine erinnern an Gisela und Albert Dlabaja. Albert Dlabaja wurde zunächst in das KZ Sachsenhausen, dann in das KZ Flossenbürg deportiert und dort am 16.4.1941 ermordet. Im November 1941 wurde Gisela Dlabaja nach Minsk deportiert und dort ermordet. (Näheres zur Familie Dlabaja auf www.steinedererinnerung.net)

● **„Arisierte“ Großbetriebe in Favoriten:**

- „Ankerbrot-Fabrik“, Absberggasse 35

Die „Ankerbrot-Fabrik“ war Wiens größte Bäckerei.

EigentümerInnen: Otto, Bettina und Stefan Mendl sowie Luzie Stonell

Profiteur: WIBEG (Wiener Bäckerei Genossenschaft)

- „Heller Schokolade- und Zuckerwarenfabrik“, Belgrader Platz 3-5

Die aus dem böhmischen Sázava (Sazau) stammenden Brüder Gustav und Wilhelm Heller gründeten 1890 in Wien eine Schokoladen- und Zuckerwarenfabrik, die innerhalb weniger Jahre weltberühmt wurde.

Eigentümer: Hans, Stephan und Karl Heller sowie Otto Wolf, Otto

Profiteur: Franz und Herbert Vogt sowie Viktor Opalski

- „Quellen-Tonkino“, Quellenstraße 156

Eigentümer: Otto Treulich

Profiteur nicht verifizierbar.

- Außerdem wurde (auch) im 10. Bezirk eine größere Anzahl von Kleinbetrieben, darunter eine Reihe von Apotheken, „arisiert“.

ZWANGSARBEIT IN FAVORITEN:

- **„Arbeitslager“ Laaerberg:**

Im Bereich des Laaer Berges befanden sich Zwangsarbeitslager, in denen 1944/45 ungarische Juden und Jüdinnen eingesperrt waren. Die Gefangenen wurden zur Zwangsarbeit auf Betriebe in der Umgebung verteilt. Zum Gedenken wurde am 30. April 1950 ein Kreuz – zunächst aus Holz, mittlerweile aus Eisen – errichtet. Auf dem Gelände stehen heute Gemeindebauten.

- **„Arbeitslager“ Davidgasse (Nummer 85-87 und 89-91)**

Ungarische Juden und Jüdinnen wurden bis April 1945 zur Zwangsarbeit in der Papierfabrik ROJA gezwungen. An der Adresse findet sich bis heute kein Erinnerungszeichen.

- **„Arbeitslager“ Davidgasse 95**

Von September 1944 bis April 1945 wurden ungarische Juden und Jüdinnen zur Arbeit in der Holzwarenfabrik Kissler und Hermann gezwungen. Keine Tafel erinnert heute daran, das Gelände steht immer noch im Eigentum der Firma „Hermann“.

- **Ehem. Fischfabrik Warhanek, Troststraße 73:**

Die Fischfabrik Wahanek profitierte im Nationalsozialismus von Zwangsarbeit. Im Jahr 2000 stellten zwei ehemalige polnische Zwangsarbeiterinnen Anträge auf Entschädigung, 2001 wurde ihnen Recht gegeben.

STRASSENNAMEN IN FAVORITEN, DIE AN NS-OPFER ERINNERN:

Eugenie-Fink-Gasse – Eugenie Fink, Wiener Lyrikerin, im KZ ermordet.

Max-Fleischer-Gasse – Max Fleischer, 1880 bis 1940, Übersetzer, Lyriker, Essayist.

Felix-Grafe-Gasse – Felix Grafe, 1888 bis 1942. Übersetzer, Lyriker.

Herbert-Gsur-Gasse – Herbert Gsur, 1912 bis 1944, im Landesgericht Wien am 5. Dezember 1944 hingerichtet.

Arnold-Holm-Gasse – Arnold Holm, Schriftsteller, Opfer der ersten Judenverfolgungen im Jahre 1938.

Walter-Lindenbaum-Gasse – Walter Lindenbaum, 1907 bis 1945, Lyriker, Journalist, am 28. November 1944 vom KZ Theresienstadt in das KZ Auschwitz deportiert und dort ermordet.

Alma-Rosé-Gasse – Alma Rosé, Geigerin, Nichte Gustav Mahlers, im KZ Auschwitz-Birkenau ermordet.

Moritz-Seeler-Gasse – Moritz Seeler, Lyriker, nach Theresienstadt deportiert, weiteres Schicksal unbekannt.

Jura-Soyfer-Gasse – Jura Soyfer, 1912 bis 1939, Journalist, Kabarettautor, Lyriker, beim versuchten Grenzübertritt in die Schweiz am 14. März 1938 verhaftet, Autor des „Dachaulieds“, im KZ Buchenwald an Typhus gestorben.

Adolf-Unger-Gasse – Adolf Unger, Lyriker, flüchtete 1938 nach Frankreich, wurde von der Gestapo verhaftet und ermordet.

TEXTSAMMLUNG

DIESE TOTEN

Hört auf, sie immer Miriam
und Rachel und Sulamith
und Aron und David zu nennen
in eueren Trauerworten!
Sie haben auch Anna geheißen
und Maria und Margarete
und Helmut und Siegfried:
Sie haben geheißen wie ihr heißt

Ihr sollt sie euch nicht
so anders denken, wenn ihr
von ihrem Andenken redet,
als sähet ihr sie
alle mit schwarzem Kraushaar
und mit gebogenen Nasen:
Sie waren manchmal auch blond
und sie hatten auch blaue Augen

Sie waren wie ihr seid.
Der einzige Unterschied
war der Stern den sie tragen mußten
und was man ihnen getan hat:
Sie starben wie alle Menschen sterben
wenn man sie tötet
nur sind nicht alle Menschen
in Gaskammern gestorben

Hört auf, aus ihnen
ein fremdes Zeichen zu machen!
Sie waren nicht nur wie ihr
sie waren ein Teil von euch:
wer Menschen tötet
tötet immer seinesgleichen.
Jeder der sie ermordet
tötet sich selbst

MASSNAHMEN DER VERFOLGUNG

Wer redt mit die Händ und wer hatscht mit die Fieß?

Der Jud!

Wer macht a Geseires und mauschelt so sieß?

Der Jud!

Er ist überall auf der Erde zuhaus

Und ist so verbreitet wie Wanze und Laus.

Der Jud – der Jud, der Jud!

Wiener Kinderlied 1938.

Gesungen nach der bekannten Melodie „Es klappert die Mühle am rauschenden Bach“

Es pfeift von allen Dächern, für heut die Arbeit aus.

Es rufen die Maschinen, wir gehen müd nach Haus.

Daheim ist Not und Elend, das ist der Arbeit Lohn.

Geduld, verratne Brüder, schon wanket Judas Thron.

Wiener Jugendarbeiterlied

Jubel empfing die einmarschierenden deutschen Truppen am Sonntag, den 12. März 1938, in Österreich. Nie wieder stieß die Wehrmacht bei Überschreitung nationaler Grenzen auf solch hartnäckige Begeisterung.

Die Nationalsozialisten mußten sich ob ihrer „Judenpolitik“ nicht vor einer breiten innerösterreichischen Opposition fürchten. Im Gegenteil, die Bürokratie konnte auf die Masse der Nutznießer und Mitläufer zählen, rechnete aber wiederum nicht mit solchem Übereifer. Die Wiener Juden waren nicht Opfer einer von außen kommenden Politik. Jene Ausschreitungen und Raubzüge, die bisher in Deutschland unvorstellbar gewesen waren und nunmehr das ganz besondere Ambiente des nazistischen Wien ausmachten, setzten nicht erst nach dem Einmarsch der deutschen Truppen, sondern schon in der Nacht davor ein. Die heimischen Nationalsozialisten machten sich sogleich, am Samstag, den 11. März an die Arbeit. Bereits am 4. Februar 1938, fünf Wochen vor dem Anschluß, hatten Jugendliche eine Rauchbombe in den Tempel in der Hetzgasse geworfen.

Unterstützung für die Opfer wurde nur von einzelnen, Vereinzelt, geboten. Um so wichtiger jedoch bleibt es, diese menschlichen Ausnahmen zu erwähnen und ihren oftmals heldenhaften Einsatz nicht zu verdrängen.

Mit der Okkupation anderer Länder durch die Wehrmacht läßt sich der „Anschluß“ Österreichs nicht vergleichen, auch die Eingliederung des Saargebietes und des Rheinlandes folgte einer anderen Dramaturgie. Die meisten anderen besetzten Staaten waren Feindesland, deren nichtjüdisches Staatsvolk wurde zumeist, weil nicht deutsch, unterdrückt. Das Saarland und das Rheinland wurden überdies den Reichsverhältnissen bloß angeglichen. In Österreich erreichte die antijüdische Verfolgung hingegen eine neue Stufe.

Die Geheime Staatspolizei, die Staatspolizei Leitstelle Wien, wurde mit der „Judenpolitik“ in Wien betraut. Sie war im enteigneten Hotel Metropol am Morzinplatz untergebracht.

Am 23. März 1938 schrieb die „New York Times“:

„Eines wird nun klar: während in Deutschland die ersten Opfer der Nazis die Linksparteien waren – Sozialisten und Kommunisten – sind es in Wien die Juden, die in erster Linie unter dem revolutionären Angriff der Nazis zu leiden haben. In 14 Tagen ist es gelungen, die Juden einem unendlich härteren Regime zu unterwerfen, als es in Deutschland in einem Jahr erreicht wurde.“

Die Festnahmen politischer Gegner gingen in Österreich nach anfänglicher Härte bald wieder zurück. Am 4. September 1938 erklärte der Chef der Sicherheitspolizei, SS-Gruppenführer Reinhard Heydrich, daß sich noch 1142 Schutzhäftlinge in Österreich befänden. Am 1. April 1938 ging der erste Transport in das Konzentrationslager Dachau; von den 151 deportierten Männern waren 60 Juden.

Die jüdischen internationalen Organisationen waren über die Entwicklung informiert. Zionistische Funktionäre reisten nach Wien und Berlin, um die Lage zu erkunden. Bereits in der ersten Woche begeisterte sich die Menge an den sogenannten „Reibpartien“. Mit scharfer Lauge und Zahnbürsten mußten die Wiener Juden ständestaatliche Kruckenkreuze oder Schuschnigg-Parolen von der Straße waschen. Wo keine Kruckenkreuze mehr aufgestrichen waren, malte die SA zusätzliche auf, um die Volksbelustigung monatelang weiterzutreiben. In den Synagogen wurden Thorarollen verbrannt. Orthodoxe Juden wurden durch die Straßen gezerrt. Zur Gaudi der Schaulustigen wurden ihnen ihre Bärte rasiert. Jeder konnte an den Opfern, wie an Freiwild, seine leidenschaftlichen Haßgefühle, seinen Neid oder auch nur seine ganz persönliche Unzufriedenheit und schlechte Laune entladen. Die Wiener Antisemiten ergötzten sich johlend an dieser „Mordshetz“. Unstillbar schien die Lust, sich immer neue Demütigungen für die Opfer einfallen zu lassen. Der ungeordnete Terror des Wiener Antisemitismus, der sich schon in der Nacht vor dem Einmarsch gegen die Juden richtete, paßte den neuen Machthabern nicht in das Konzept einer geregelten „Judenpolitik“, entsprach nicht jenem pseudolegalen, formal-rechtsstaatlichen Anschein, den sie ihrem Vorgehen geben wollten.

Die Opfer waren der Bestialität ihrer Verfolger hilflos ausgeliefert. Sie konnten nicht feststellen, ob ganz gewöhnliche Räuber oder durch Nazis legitimierte Personen bei ihnen eindringen und ihren Besitz beschlagnahmten. Wer sich bei der Exekutive beschweren wollte, dem drohte die Deportation ins Konzentrationslager.

Der zionistische Emissär Leo Lauterbach schrieb am 29. April 1938 einen Bericht an die Exekutive des Zionistischen Kongresses. Lauterbach schilderte die verängstigte, zerschlagene Gemeinde. Er wies darauf hin, daß er lieber nicht allzu viele Namen seiner jüdischen Gesprächspartner nennen wollte. Nicht die „Arisierungen“, nicht die Durchsuchungen der Privathäuser, Wohnungen und Geschäfte, nicht einmal die Massenarreste und die Deportationen in Konzentrationslager waren es, die bitterste Verzweiflung unter den Opfern hervorriefen, sondern vielmehr die öffentlichen Demütigungen und die sadistische Gewalt der kürzlich noch freundlichen Nachbarn. Lau-

terbach mußte zu seinem eigenen Schrecken erkennen, daß einige seiner jüdischen Bekannten nicht mehr bereit waren, ihr Haus zu verlassen oder sich in sein Hotel zu wagen, die vor Angst zitterten und stammelten. Lauterbach resümierte:

„It revealed to them that they were living not only in a fool's paradise, but in a veritable hell.“

[„Es zeigte ihnen, dass sie nicht nur in einem falschen Paradies lebten, sondern in einer wirklichen Hölle.“]

Plötzlich mußten die Wiener Juden erkennen, daß jenes Wien, in dem sie sich zu Hause gefühlt hatten, eine Falle gewesen war. Am heftigsten traf die Verfolgung die Juden im Burgenland. Die Juden wurden dort sogleich ihres gesamten Eigentums beraubt, zu Zwangsarbeit eingeteilt, in Haft genommen, sie wurden in einer Massenausweisung nach Wien verschleppt oder über die Grenzen gejagt. Da die Vertriebenen keine gültigen Einreisepapiere bei sich hatten, wurden die Flüchtlinge nicht aufgenommen, und so saßen sie im Niemansland fest. Manche konnten in Jugoslawien, Ungarn oder in der Tschechoslowakei unterkommen, viele irrten nun monatelang ohne Dokumente und bar aller Hoffnung umher.

Die Bevölkerung mußte von den zentralen Staats- und Parteistellen nicht zur antisemitischen Politik überredet werden. Im Gegenteil: Die nationalsozialistischen Behörden mußten die Bevölkerung um Mäßigung bitten. Bereits am 14. März 1938 untersagten die neuen Machthaber die unkoordinierten Enteignungen und die wilden Ausschreitungen auf eigene Faust. (...)

Aus: Doron Rabinovici: Instanzen der Ohnmacht. Wien 1938-1945. Der Weg zum Judenrat (Frankfurt a. M.: Jüdischer Verlag bei Suhrkamp, 2000), Kapitel 3

VON BERLIN NACH WIEN

(...) In Wien suchte ich den Aspang-Bahnhof. Das war der dortige Deportationsbahnhof. So hatten mir die Wiener Juden der Jüdischen Gemeinde berichtet. Wien, das gehört zu meinen bedrückendsten Erinnerungen. Polen, Rußland, Rumänien – alles schreckliche Erlebnisse. Erschießungsgruben, Vernichtungslager, Gaskammern. Eine Vergangenheit, die immer wieder gegenwärtig wird für mich. Alles ist ja bald fünfzig Jahre her. Das ist nicht lang, was ist schon ein halbes Jahrhundert. Und dennoch ist alles dort Vergangenheit. Aber Wien hat mich auf andere Art bedrückt, hier glaubt man, die Zeit sei stehen geblieben.

Bei meinem ersten Besuch hatte ich, wie überall, die Jüdische Gemeinde aufgesucht. Der Vorsteher, mit dem ich außer über Deportation und Ermordung der österreichischen Juden, auch über Kurt Waldheim sprechen wollte, holte, anstatt mir auf meine Fragen zu beantworten, ein Manuskript aus seinem Schreibtisch. Ich war gespannt, was er damit tun wollte. Er begann daraus vorzulesen. Als er die erste halbe Seite heruntergelesen hatte, unterbrach ich ihn: „Warum erzählen Sie mir das nicht?“ Seine Antwort: Weil er nichts zu diesem Thema sagen wollte, was nicht hieb- und stichfest sei. Das verblüffte mich nun wirklich. Denn ich hatte weder ein Mikrofon noch eine Kamera dabei. So viel Angst haben die Juden in Wien also schon wieder, dachte ich. Selbst Simon Wiesenthal, den ich von früheren Besuchen und Interviews her kannte, war bei meiner Frage nach Waldheim zornig geworden. Nachdem er vorher über die Österreicher geplaudert und gesagt hatte, das einzige Hindernis, das die Hitler-Wehrmacht an einem schnellen Vormarsch gehindert hätte, seien die vielen Blumen gewesen, die die Österreicher vor die Panzer geworfen hatten – es war also ein „Blumenfeldzug“ –, schnauzte er mich nun mit der Gegenfrage an, was ich denn seinerzeit in der Bundesrepublik gegen Helmut Schmidt unternommen hätte. Ich entgegnete ihm, daß die beiden doch nun wirklich nicht zu vergleichen seien. Wieso nicht? Fragte er zurück und wollte schließlich wissen, weshalb ich, eine Nichtösterreicherin, mich eigentlich in innerösterreichische Angelegenheiten einmischte. Ich sagte, abgesehen davon, daß meine Mutter Österreicherin sei, hielt ich den Fall Waldheim nicht nur für ein österreichisches Problem. Aber Wiesenthal blieb verschlossen. Ein halbes Jahr später traf ich Rolf Liebermann in Salzburg, bei Dreharbeiten. Es war jener Sommer, in dem eine Inszenierung von Georg Tabori in Salzburg abgesetzt worden war. Liebermann gab mir den Rat, in der Umgebung von Salzburg in die Beiseln zu gehen und den Leuten zuzuhören. Da würde ich hören können, daß man so einen wie Tabori vergessen hat zu vergasen. Der Antisemitismus in Österreich war auch einer der Gründe, weshalb Liebermann seine Tätigkeit in Salzburg eingestellt hat.

Ich suchte in Wien Juden, die deportiert worden waren und sich nun befreit fanden, mir von ihrer Deportation zu erzählen. Ich wollte ja herausfinden, wie das denn funktioniert hatte, Juden aus ihren Wohnungen in Amsterdam oder Wien oder Budapest herauszuholen und in den Osten zu schaffen. Wer hatte sie benachrichtigt? Wer hatte sie geholt? In welchem Land in Europa hatte es dabei Verweigerung, in welchem tatkräftige Unterstützung gegeben? Und warum hatten sich die einen so, die anderen anders verhalten? Also Wien. Wien war die einzige Stadt, in der ich bei meinem ersten Besuch völlig ergeb-

nislos nach auskunftswilligen Zeugen gesucht hatte. Alle hatten irgendwelche Entschuldigungen, mich nicht zu einem Gespräch zu empfangen. Krankheit, Reise, Termine. Ich hatte dann von Berlin aus neue Kontaktadressen bekommen. Vor allem hatte mir ein Mitarbeiter der Jüdischen Gemeinde Wien zugesagt, mir zu helfen. Nun war ich wieder in Wien, aber die Leute, die ich interviewen wollte, hatten plötzlich alle keine Zeit. Oder plötzlich eine schreckliche Grippe. Oder einfach zuviel Angst, vor die Kamera zu gehen. Genau das war, wie ich schließlich herausbekam, der Grund. Angst. Angst, sich als Jude zu erkennen zu geben. Aber es dauerte einige Zeit, bis ich das begriff. Erst als ich alles zusammenzählte, den Vorsteher der Gemeinde mit seinem lächerlichen Manuskript, die scharfe Zurückweisung von Wiesenthal und die vergeblichen Anläufe für Vorgespräche und Interviews, da begriff ich, was in Österreich schon wieder los ist. Schließlich half das Wiener Institut für Zeitgeschichte. Ich bekam Namen und Adresse von Juden, die politisch organisiert sind und also keine Angst haben, sich als Juden erkennen zu geben.

Fritz Kleinmann war sofort zu einem Interview bereit. Wir trafen uns im Hof einer Schule. Heute Schule, damals Schule. Damals aber auch Sammelplatz, einer von drei Sammelplätzen, wo sich die Wiener Juden einfinden mußten, um von hier aus deportiert zu werden. Neben dem Eingang: eine Erinnerungstafel. Auch nicht gerade übergroß, aber immerhin stand da geschrieben, daß von hier aus die ersten Sammeltransporte abgingen: Oktober 1941. Daneben und darüber bunte Bäume und Blumen, Kinderzeichnungen.

Fritz Kleinmann erzählte:

Ich wurde das erste Mal am 9. November 1938 bei der Reichskristallnacht verhaftet, und zwar von Nachbarn aus unserem Wohnhaus, die dann stramme Nationalsozialisten waren. Die suchten den Vater, und weil sie ihn nicht fanden, hat man mich mitgenommen. Das waren vier Leute, die mit dem Vater per du waren, und der Vater wurde auch von denselben Leuten an dem Tag verhaftet. Ich kam am nächsten Tag noch einmal frei, weil ich erst 15 Jahre alt war, und der Vater kam nach Haus, weil er im Ersten Weltkrieg Frontsoldat war und höchste Auszeichnungen für den Kampf an der Front erhalten hatte. Wenn da vier Leute kommen, die einen kennen und die man kennt, die einen abholen wollen, da fragt man doch erst mal: Was soll das?

Man mußte mitgehen, das waren SA-Leute. Der eine war politischer Funktionär in Uniform, die anderen waren in Zivil mit Hakenkreuzbinden. Es war ihnen unangenehm, zu uns zu kommen, das merkte man, aber sie waren es und haben es ja an anderen Stellen überall gemacht. Wir waren ja nur die Bekannten aus dem Haus. Sie haben uns auch nicht geschlagen. Dieselben Leute kamen nach Kriegsbeginn 1939 wieder, diesmal mit zwei SS-Leuten, alles Österreicher, und sie suchten wieder den Vater, und ich mußte mitgehen, weil der Vater nicht zu Hause war. Die Gefängnisse in Wien waren überfüllt, über tausend Wiener Juden wurden inhaftiert und mit Autos zum Westbahnhof gebracht, dann mit Zügen nach Weimar und ins Konzentrationslager Buchenwald transportiert.

Wer hat die Züge begleitet, wer hat die ganzen Aktionen gemacht, immer Österreicher? Deutsche und Wiener Schutzpolizei begleiteten uns bis Weimar. Dort wurden wir von der SS- Verfügungsstandarte übernommen.

Wie haben sich die Österreicher den verhafteten Juden gegenüber verhalten?

Bei der Reichskristallnacht wurden die Juden verprügelt, mißhandelt, schikaniert, die Tempel wurden angezündet.

Von Österreichern?

Ja. Sicher auch unter Anweisung der deutschen Nazis, aber da waren schon unsere Einheimischen stark dabei.

Sie hatten ja noch einen Bruder und zwei Schwestern, was ist mit denen geschehen?

Die eine Schwester wurde in der Reichskristallnacht von Jugendfreunden, die jetzt stramme SA-Leute waren, zu „Reibarbeiten“ geholt. Sie mußte mit anderen Juden die Straßen mit Zahnbürsten reinigen. Das war reine Schikane, und die Leute haben dabei zugeschaut und sie bespuckt und geschlagen. Das war das Normale damals. Sie ist 1939 mit einem Dienstbotenvertrag nach England ausgewandert. Mein Bruder wurde mit elf Jahren von der Mutter zu fremden Leuten nach Amerika geschickt. Am 6. Juni 1942, während der Vater und ich schon im Konzentrationslager waren, wurden meine Mutter und meine andere Schwester aus der Wohnung geholt und nach dem Osten deportiert. Sie wurden beide in Minsk erschossen.

Haben Sie nach dem Krieg diese Leute, die Sie verhaftet haben, wiedergetroffen?

Ja, sie haben ja in unserem Haus gewohnt. Ich war am 28. Mai schon aus dem Konzentrationslager Mauthausen wieder in Wien. Von den 1048 Juden aus meinem Transport haben 26 überlebt. Auch mein Vater hat das Konzentrationslager überlebt, er kam aus Bergen- Belsen zurück. Und diese vier, die mich 1938 und 1939 verhaftet hatten, beschwerten sich, daß ich sie nicht grüßte. Der Vater meinte, warum ich sie nicht grüße, dass wäre nicht so schwer, wir wollen ja wieder ruhig leben, und ich sagte ihm, ich habe keine Veranlassung dazu.

Solange sie lebten, 40 Jahre lang, kam keiner von Ihnen zu mir und sagte, es tut mir leid, was eurer Familie geschah.

Aber sie wollten begrüßt werden?

Ja, das hätten sie gern gehabt, das Gewissen zu bereinigen.

Wie lebt es sich heute als Jude in Österreich?

In den letzten Jahren wurde es schon wieder schwierig. Die Ressentiments sind stark, und mit denen muß man leben. Man hat mir am Stephansplatz gesagt: „Schade, daß man euch nicht alle vergast hat.“ Das war 1987.

Er zeigt mir die Fotos seiner Familie. Ich sehe mir die Gesichter der Mutter und der Schwester an, die beide in Minsk erschossen wurden. Junge, schöne Gesichter. Ernst, aber ahnungslos schienen sie mir. Ich war zuvor in der Sowjetunion gewesen, hatte mir an Erschießungsgruben schildern lassen, was dort geschehen war und wie es geschehen war. Ich gebe Herr Kleinmann die Fotos wortlos zurück. Er sagt auch nichts. Dann packt er alles wieder in seine Aktentasche zurück. Er begleitet uns zu den anderen Sammelplätzen. Ein Neubau. Wir fahren weiter. Der andere ebenfalls ein Neubau, heute ein Altersheim. Wir gehen durch das Haus, sehen, daß im Hof ein alter jüdischer Friedhof erhalten ist. Die sehr alten jüdischen Grabsteine waren umgestoßen und zerstört, sind jetzt, mühsam restauriert, wieder aufgerichtet. Auch das ist ein

Teil der Geschichte der österreichischen Juden, Zeichen ihrer Anwesenheit hier, seit Jahrhunderten.

In Wien lebten 1938 etwa 160.000 bis 180.000 Juden. Im übrigen Österreich etwa 20.000. Wien also war das Zentrum. Von März 1938, dem Anschluß an das deutsche Reich, dem sich die Österreicher so gar nicht widersetzt hatten, im Gegenteil, bis zum März 1939 emigrierten rund 70.000 Juden. Rund ein Drittel. Die anderen kamen nach Theresienstadt. Und nach Auschwitz. Und in all die anderen Lager. In Wien überlebten, versteckt, 2.000 Juden – kein Ruhmesblatt für die Österreicher.

Am nächsten Tag wieder Absagen. Krankheit, Termine und überhaupt. Ich telefoniere lange mit Frau Rusz, die ich schließlich überreden kann. Ich habe ein schlechtes Gewissen dabei, denn ich weiß, was es für die Menschen heißt, in all die schrecklichen Erinnerungen zurückzutauchen. Tränen, Alpträume, schlaflose Nächte. Aber sie zögert zu lange, will also überredet werden. Sie willigt ein, als ich ihr sage, sie hätte doch auch ihren ermordeten Eltern gegenüber die Verpflichtung, von Vertreibung und Deportation zu erzählen. Wenn nicht die Überlebenden davon erzählen, wer dann? Wir treffen uns am Aspang-Bahnhof. Sie ist eine schöne Frau: schmales, feines Gesicht. Sie spricht sehr leise. Ihre Tochter, sagt sie, dürfe nicht wissen, daß sie das mache. Und das Fernsehen aus Deutschland würde man in Österreich ja nicht empfangen, nicht wahr?

Frau Rusz, könnten Sie mir sagen, wie es zu Ihrer Verhaftung kam?

Zwischen dem 9. und 12. Februar 1941 wurden wir von der israelischen Kultusgemeinde benachrichtigt, daß wir eingezogen sind. Wir mußten uns zu einem bestimmten Termin mit 50 Kilo Reisegepäck in der Schule in der Sperlingsgasse einfinden.

Warum sind Sie da hingegangen? Was haben Sie gedacht?

Nicht viel in diesem Augenblick, weil ich noch jung war. Meine Eltern waren natürlich verzweifelt. Wir gingen praktisch ins Ungewisse. Wir konnten uns gar nicht denken, wo man uns eigentlich hinführt. Als wir von unserem Haus wegfuhr, habe ich schrecklich geweint, und eine sehr gute Freundin meiner Mutter hat mich getröstet und gesagt: „Schau, es wird nicht so arg werden.“

Es gab noch eine erfreuliche Begegnung mit einem Taxifahrer. Dieser Taxifahrer, ich habe das damals wunderbar von ihm gefunden, hat gesagt: „Also lassen Sie das Kind doch weinen, sie weiß ganz genau, was ihr bevorsteht. Sie soll ihr Herz erleichtern.“ Mit einer empörten Geste hat er über die Regierung geschimpft. Das war für uns eine Bestätigung, daß nicht alle Menschen so grausam sind. In der Schule waren SS-Leute, die uns in Empfang genommen haben. Darunter war auch Brunner, ein Österreicher. Ich glaube, wir waren zwei Tage dort.

Dann ist ein Aufruf gekommen, daß die jüngeren Leute dieses Transportes, wir waren 1200 in dieser Schule, die zurückkehrenden Waggons vom ersten Transport säubern sollten. Das war natürlich ein sehr ungewisser Abschied von meinen Eltern, weil wir ja nie wußten, ob wir uns jemals wiedersehen würden. Die haben uns einfach rausgenommen und in Lastwagen verladen und hierher zum Bahnhof gebracht. Die Waggons von dem Personenzug waren in einem fürchterlichen Zustand. Die haben wir dann, ich erinnere mich, bis zehn Uhr abends gesäubert.

Wir haben nur gezittert, ob unsere Verwandten auch hierhergeführt werden, und knapp nach zehn sind sie mit Lastwagen gekommen, darunter auch meine Eltern. So sind wir in die Waggonen gestopft worden, und dann ist die Fahrt losgegangen.

Haben sie gewußt, was geschehen würde?

Nein, wir haben nichts gewußt. Es war eine Fahrt ins Nichts. Wir wußten nicht, wohin, wir waren nur glücklich, daß wir alle drei zusammen waren. Die sanitären Anlagen in den Waggonen waren katastrophal. Die haben uns dann mitten auf der Strecke ausgeladen. Da durften wir das tun, was notwendig war. Und dann wieder hinein. Alles war streng bewacht von deutscher SS. Dann sind wir in eine kleine polnische Stadt gekommen und in einer Schule interniert worden. Die dort lebenden Juden durften sich Leute, die bei ihnen wohnen konnten, rein sympathiemäßig aussuchen. Nach fünf Wochen ist dann ein Ghetto geschlossen worden. Da haben wir dann mit dreißig Leuten in einer Wohnung gewohnt. Wir waren 27.000 Leute. Von diesen 27.000 wurde ein Großteil in die Vernichtungslager geschickt. Ich weiß heute, daß meine Mutter nach Treblinka gekommen ist. Mein Vater durfte nicht mit, weil er einem militärischen Betrieb in Polen angehörte, und dadurch waren sie getrennt. Natürlich war der Gedanke für mich ganz schrecklich, daß sie alleine gegangen ist. Wir haben immer noch Hoffnung gehabt, daß sie nicht direkt in den Tod geschickt wurde, aber es hat sich dann später bestätigt. Von dort sind wir nach Auschwitz gekommen. Da war ich ungefähr ein Jahr. Dann wurden wir nach Ravensbrück überstellt, und das war mehr oder weniger das Ende der Zeit.

Warum sind Sie nach Wien zurückgekehrt? Ist Ihnen das nicht schwergefallen?

Nein, ich hatte die Hoffnung, doch irgendwie einige meiner Leute wiederzufinden. Mein Mann ist im November zurückgekommen. Mein Vater hat noch bis zum 5.2.1945 gelebt, ist dann aber auf der Straße zusammengebrochen. Das habe ich von einem ehemaligen KZ-Kollegen erfahren.

Würden Sie heute noch sagen, Wien ist Ihre Heimat?

Doch, sie wird es immer für mich sein, denn die Stadt kann nichts dafür.

Ich denke über den Taxifahrer nach, der gesagt hatte: „Lassen Sie das Kind doch weinen, es weiß genau, was ihm bevorsteht.“ Also wußte er es auch. Und hat sie doch zum Sammelplatz gefahren. Was er hätte tun sollen? Ich weiß es auch nicht. Auf keinem Fall einfach eine Taxitour absolvieren. Denn das war eine Fahrt in den Tod. Und er wußte das. Aber so hat das eben funktioniert, bei uns in Deutschland und in Österreich auch. Frau Rusz stehen die Tränen in den Augen. Ich nehme sie in den Arm. Wir weinen beide. Ich versuche sie zu trösten und sage ihr noch einmal, dass das alles trotzdem sein müsse: das Erzählen davon und darüber. Erst wenn nicht mehr von den Toten geredet wird, sind sie wirklich tot.

Aus: Lea Rosh, Eberhard Jäckel: Der Tod ist ein Meister aus Deutschland. Deportation und Ermordung der Juden; Kollaboration und Verweigerung in Europa. (Köln: Komet, 1990)

„UND VATER SAGTE: MIR ALS GEWESENEM OFFIZIER KANN DOCH NICHTS PASSIEREN...“ (AUSZUG)

EDWARD: Im November 1938 wurde ich, wie gesagt, verhaftet. Was man mit uns gemacht hat? Also angefangen hat es in dieser Halle im Prater, wo uns SA-Männer wie Zirkuspferde behandelt haben; sie haben Peitschen gehabt, und wir mußten im Kreis rennen, hundert Kniebeugen machen, Frosch hüpfen, und sie haben sich alle möglichen Spiele ausgedacht, um sich zu belustigen und uns zu quälen. Das ging stundenlang; man darf nicht vergessen, ich war noch jung, aber es waren ja auch alte Leute dabei, alte Männer, die nach kürzester Zeit wie tote Fliegen umgefallen sind und nicht mehr weiterkonnten. Wir wurden stundenlang damit beschäftigt, und dann kam die Übersiedlung in eine Schule, wo wir die Nacht verbracht haben. Und da ging es wieder weiter, ähnliche Sachen wurden ausgedacht, um uns zu beschäftigen; wir waren schon froh und glücklich, wenn wir eine Stunde in Ruhe gelassen wurden. Zum Glück wurden ja auch die SA- und SS-Männer müde. Dann schafften sie uns in die Rossauer Kaserne. Von dort sind dann einige der Häftlinge, die schon ihre Ausreise fertig hatten, entlassen worden. Andere wurden aber zum Transport nach Dachau fertig gemacht. Die Auswahl ist ganz willkürlich erfolgt. Sie haben 800 oder 1000 Leute für den Zug gebraucht, und da wurde ganz einfach bestimmt: „Du links, du rechts, du geradeaus ...“ So wurde das Plansoll an Beutehäftlingen erfüllt. Wir wurden am Abend, etwa um acht Uhr, mit Lastautos zur Bahn gebracht und in Viehwaggonen - 50 bis 60 Mann in einem Waggon - untergebracht; natürlich waren die Waggonen von außen abgesperrt, es gab keine Klos, nichts zu essen, nichts zu trinken; die Reise ging mit vielen Unterbrechungen die ganze Nacht und den ganzen folgenden Tag, und wir sind nach etwa 24 Stunden in Dachau eingetroffen. Hier wurden wir auswaggoniert; wir waren glücklich, wieder frische Luft atmen zu können, denn man kann sich gar nicht vorstellen, wie die Luft im Viehwaggon ohne Bedürfnisanstalt nach 24 Stunden war. Natürlich waren wir ausgehungert und ausgetrocknet. Wir wurden zunächst rasiert, auch die Kopfhaare wurden ratzekahl abrasiert, wurden fotografiert, mußten uns waschen; die Kleidung, selbst die Unterwäsche wurde uns abgenommen, und wir bekamen die übliche gestreifte KZ-Uniform. Die Unterbringung war in großen Holzblocks. Es gab 30 Blocks in Dachau. Die Wächter der Blocks waren auch Häftlinge; meistens politische Häftlinge, Kommunisten, die schon zu ausgesprochenen Tieren degeneriert waren. Um vier Uhr früh war Tagwache, da bekamen wir einen schwarzen Kaffee, besser gesagt ein schwarzes Wasser, und ein Stück Brot. Um fünf Uhr war Appell auf dem großen Exerzierplatz, und wir mußten von fünf bis acht Uhr früh Habt-acht stehen. Dabei sind ältere Leute einfach zusammengebrochen. Das war der Appell, der hat sich jeden Tag abgespielt. Natürlich war es dann schon winterlich, und wir standen dort in Baumwolluniformen, ohne Unterkleidung. Nach Ablauf der drei Stunden wurden wir im Laufschrift gejagt und dann wieder zu Übungen verurteilt; Froschhüpfen war sehr beliebt in Dachau ... Und so verging der Vormittag. Dann bekamen wir so eine Fischsuppe oder irgendein Gewässer als Mittagessen. Am Nachmittag haben sie sich wieder „Spiele“ für uns ausgedacht. Zur Arbeit wurden wir nicht eingeteilt, man hat nur frühere Häftlinge, politische Häftlinge, dazu herangezogen; die konnten Arbeit verrichten, aber wir durften

das nicht. Die politischen Häftlinge waren in gewissem Sinne besser dran als die Juden; dadurch, daß sie arbeiten konnten, war es ein besseres, gesünderes Leben, aber viel Unterschied bestand nicht. Es gab eine Kantine, und wenn die Familien uns Geld geschickt haben, konnten wir uns etwas dazukaufen, um zu überleben. Dann, im Dezember, setzten richtige Wintertemperaturen ein, und es gab sehr viel Erfrierungen. Die Tragödie war: Es trafen dauernd Bewilligungen ein, Leute zu entlassen, weil diese die Auswanderung bewerkstelligt hatten; bevor man aber entlassen wurde, mußte man beim Arzt erscheinen, und wenn man Erfrierungen oder sonstige Verletzungen hatte, wurde die Erlaubnis widerrufen! Sie wollten nicht, daß man draußen sieht, daß in Dachau die Leute mißhandelt wurden. Es war ein Wunder, daß man das überlebt hat, denn man kann sich nicht vorstellen, was so eine Folterroutine durch Wochen hindurch bedeutet. Ich bekam ein-, zweimal Geld, damit ich mir etwas in der Kantine kaufen konnte, und ich durfte auch Karten schreiben: „Es geht mir gut ...“ In Wien mußte ich mich wöchentlich bei der GESTAPO melden, man gab mir 5 Wochen Frist, um meine Ausreise zu bewerkstelligen. Ich habe aber dennoch meine Agenden während der mir verbleibenden Wochen (Jänner und Februar 1939) ordnungsgemäß an die Nachfolger in der Firma übergeben.

Ich wollte, daß mein Vater nach England mitkommt, und da hat er gesagt: „Nein, nein, was fällt dir ein, ich will euch nicht zur Last fallen. Ich habe hier meine Pension. Mir als gewesenem Offizier wird nichts passieren. Ihr könnt euch drauf verlassen!“ Wahrscheinlich wollte er es mir leicht machen. Er war einer von vielen, die in derselben Armee war wie der Hitler auch, der Verdienstkreuze gehabt hat, aber für die Nazis hat das keinen Unterschied gemacht. Bis 1942 ließ man ihn in Wien, dann wurde er nach Theresienstadt deportiert und ist dort gestorben, und zwar ist er verhungert. Er war sehr gesund, er war ein kerngesunder Mann, und er ist an Hunger gestorben - im April 1944. Ich habe dann nach dem Krieg Gedichte, die er in Theresienstadt geschrieben hat, bekommen - durch ein jüdisches Ehepaar, das überlebt hat. Sie hatten keine Adresse, sie haben nur geschrieben: Edward Arie, Bunzl & Biach, London, aber ihr Schreiben kam bei mir an. Sie haben geschickt, was er ihnen hinterlassen hat. Das waren Fotografien von uns und der Familie und ein sehr, sehr trauriges Gedicht und Briefe; es war erschütternd. Sie haben uns mitgeteilt, wann er gestorben ist. Sie haben überlebt und konnten mir alles berichten. Vier Wochen vor seinem Tod hat er in seiner bestechend schönen Handschrift noch ein Gedicht an mich geschrieben: „Wo bist du ...“ - was klar zeigt, wie einsam er dort war.

Auszug aus: Edward und Edith Arie: „Und Vater sagte: Mir als gewesenem Offizier kann doch nichts passieren...“ In: Wimmer, Adi (Hg.): Die Heimat wurde ihnen fremd, die Fremde nicht zur Heimat. Erinnerungen österreichischer Juden aus dem Exil. Wien, 1993. S. 71-79, hier S. 76-78.

STEINE DER ERINNERUNG - ETTENREICHGASSE 9

Janka Adler

Eine Dokumentation von Ingrid Lavee

Janka Adler wurde am 6. Oktober 1894 in Nagymegyér, Österreich-Ungarn, geboren.

Ihr Vater war ein frommer Mann, zu arm, um seine Kinder zu ernähren, weshalb er sie, eines nach dem anderen, bei wohlhabenderen Verwandten unterbrachte.

Über ihre Mutter ist nichts bekannt. Als Janka fünf Jahre alt war, kam sie nach Wien, in die Obhut ihrer Schwester Riza und deren Ehemann Simon. Sie lebte mit ihnen zuerst auf dem Bürgerplatz, dem heutigen Reumannplatz, und später in der Ettenreichgasse, besuchte die Volksschule auf dem Antonsplatz und die Hauptschule in der Erlachgasse.

Danach blieb sie daheim, wie es sich für junge Mädchen aus gutem Haus schickte. Am 7. März 1918 wurde Janka mit Sandor Löwenstein verheiratet, einem schönen, schneidigen Ungarn, für den der Erste Weltkrieg dank einer Verwundung frühzeitig zu Ende gegangen war.

Er ließ sich in Wien nieder, wohnte mit seiner jungen Frau in einer Zwei-Zimmer-zwei-Kabinette-Wohnung in der Ettenreichgasse und übernahm als Teilhaber die Hälfte des Textilgeschäfts von Riza und Simon in der Favoritenstraße, Ecke Buchengasse, Jankas Mitgift, an der sie keinerlei Interesse zeigte.

Erst nach fünf Jahren stellte sich Nachwuchs ein. 1923 kam Herbert zur Welt, 1925 folgte Hans. Janka und Sandor waren sehr verschieden.

Janka war klein und zerbrechlich; religiös und hielt ein koscheres Haus. Sie las viel und gern, war eine verletzbare, uneitle Frau, die an das Gute im Menschen glaubte, Dames rauchte, sich weigerte ihr viel zu früh ergrautes Haar zu färben, und Kontakt hielt zu geschiedenen Frauen, die von ihrer Umwelt geächtet wurden.

In einer Zeit, da körperliche Züchtigung Teil der Erziehung war, schlug sie ihre Kinder nie. Nicht einmal, als die beiden Besuchern einen feuchten Empfang á la Manneken-Pis von der Höhe des Vorzimmerschranks bereiteten. Sie sagte nur, „Aber Herbert! Aber Hansi! Das tut man doch nicht!“

Herbert wollte schon früh Rabbiner werden und erhielt ab seinem vierten Lebensjahr Religionsunterricht. Hans lernte Klavier spielen.

Sandor war nicht religiös, saß viel im Kaffeehaus, nahm die Buben manchmal mit auf den Fußballplatz, um Hakoah anzufeuern und las nur einen Autor, Mór Jókai, aber von ihm alles und immer wieder.

Und er genoß die Wirkung, die er auf Frauen ausübte. Von Scheidung war die Rede. Der Familienrat tagte. Sandor zog von zu Hause aus und wohnte in einem Hotel.

In guten Zeiten wanderte man sonntags im Wienerwald, Sandor oft mit einem seiner

kleinen Söhne auf den Schultern. Gelegentlich fuhr man auf Verwandtenbesuch nach Szombathely oder Budapest. Zur Sommerfrische ging es meist nach Pitten.

12. März 1938: Deutscher Einmarsch in Österreich. Anschlußpogrom. Am 13. März 1938 wird die Familie nachts aus den Betten geholt, um vor der Antoniskirche den Gehsteig zu reiben, ausgenommen nur der kleine Hans.

26. April 1938: Jüdische Vermögen müssen angemeldet werden; Einführung der „legalen“ Arierisierung. Das Geschäft der Familie wird als erstes im 10. Wiener Gemeindebezirk „arisiert“.

27. April 1938: Absonderung der jüdischen Mittelschüler. Die Buben müssen das Rainer-Gymnasium verlassen. Der noch schulpflichtige Hans kommt in das jüdische Chajes-Gymnasium im 2. Bezirk. Herbert geht vormittags in die Jugendalijah-Schule in der Kleinen Sperlgasse, wo er unter anderem Neuhebräisch lernt, und nachmittags zum Landwirtschaftsunterricht nach Grinzing. Unterwegs isst er bei Tante Ethel auf dem Spittelauer Platz zu Mittag. Janka bekommt ihn kaum noch zu Gesicht.

Mai 1938: Arier dürfen nicht länger für Juden arbeiten. Das Dienstmädchen verläßt die Familie. Bei Auswanderung müssen Reichsfluchtsteuer und Judenvermögensabgabe geleistet werden.

20. Mai 1938: Die Nürnberger Gesetze treten auch für die „Ostmark“ in Kraft.

23. Juli 1938: Alle Juden über 15 Jahren müssen eine Kennkarte bei sich tragen und sie unaufgefordert vorweisen.

5. August 1938: Das Betreten von Parkanlagen für Juden verboten.

17. August 1938: Juden müssen Israel bzw. Sara zu ihren Namen hinzufügen.

30. September 1938: Den jüdischen Ärzten wird die Approbation entzogen. Sie dürfen als „jüdische Krankenbehandler“ nur noch Juden behandeln.

9. November 1938: Reichskristallnacht.

10. November 1938: Janka und ihre Familie müssen ihre Wohnung verlassen und werden in eine Sammelwohnung in der Senefeldergasse 40 eingewiesen. Sie dürfen mitnehmen, was sie tragen können. In einer Zimmer-Kabinett-Küche-Wohnung leben elf Personen zusammengepfercht.

3. Dezember 1938: Juden müssen Bargeld, Wertpapiere, Wertgegenstände auf Sperrkonten deponieren. Nur Zinsen dürfen zur Bestreitung des Lebensunterhalts abgehoben werden. Das Lenken und der Besitz von Kraftfahrzeugen ist ihnen untersagt.

2. Jänner 1939: Es heißt Abschied nehmen vom 15jährigen Herbert. Er kann mit einem Jugendtransport nach Palästina ausreisen.

Eisige Nacht auf dem Wiener Südbahnhof. Janka diesseits, Herbert jenseits der Absperrung auf dem Perron. Stunde um Stunde verzögert sich die Abfahrt. Janka klammert sich an jede Sekunde; Herbert ist zappelig, ungeduldig, fürchtet, der Zug könnte ohne ihn abgehen. Schließlich gibt sie nach: „Wenn Du solche Angst hast ...“ Er steigt erleichtert ein. Sie bleibt zurück. Immer noch ein Blick. Noch ein Winken. Es dauert weitere Stunden bis die Bahn sich Richtung Triest in Bewegung setzt.

Bis zum ersten Brief dauert es nur knapp drei Wochen. Herbert ist gut angekommen, Gott sei's gedankt! Doch dann beginnt das schmerzliche Warten. Janka schreibt mindestens einmal pro Woche. Bekommt er ihre Post nicht? Werden seine Briefe an sie abgefangen? Nach zwei Monaten endlich wieder eine Nachricht. Frühmorgens muß er die Kühe versorgen, Stall ausmisten, melken. Dann Feldarbeit bis zu Mittag. Nachmittags Schule. Abends noch einmal der Kuhstall. Ihr Herbert! Sie kann sich das nicht vorstellen. Aber wäre es besser, wenn er hier geblieben wäre? Nein! Sie muß dankbar sein, daß er dort ist.

21. Februar 1939: Juden müssen Gold, Platin, Silber, Edelsteine, Perlen abliefern.

30. April 1939: Sandor reist nach Palästina ab. Janka bringt es nicht über sich, die Schwester, die ihr Mutter gewesen war, zu verlassen und bleibt in Wien zurück. Außerdem ist auch Hans noch da.

1. September 1939: Kriegsbeginn. Nächtliches Ausgehverbot für Juden zwischen 20:00 und 06:00 Uhr, im Sommer zwischen 21:00 und 05:00.

Hans folgt Herbert und Sandor mit einem Kindertransport. Er wenigstens kommt auf eine Landwirtschaftsschule, die renommierte Mikwe Israel, ins Internat.

20. September 1939: Juden müssen ihre Radios abliefern.

Jänner 1940: Juden dürfen nur noch in besonderen „Judengeschäften“ innerhalb kurzer Zeitspannen einkaufen, oftmals nur eine Stunde pro Tag.

Mit jüdischen Lebensmittelkarten können nicht bezogen werden: Fleisch, Fisch, Weißbrot, Vollmilch, Butter, Eier, Obst, Schokolade, Kuchen, Tee, Kaffee. Die Margarine reicht bald nur noch für 1 Scheibe Brot wöchentlich.

Juden können keine Kleider, Schuhe, Wäsche beziehen.

19. Juli 1940: Juden ist der Besitz von Telefonen verboten.

1. September 1941: Juden müssen den Judenstern deutlich sichtbar an ihrer Oberbekleidung tragen.

31. Oktober 1941: Die allgemeine Arbeitspflicht für Juden wird eingeführt.

Die Lage wird unerträglich, die Sehnsucht nach den Kindern immer größer. Mit zwei anderen Frauen versucht Janka, sich zu ihrer Schwägerin nach Jugoslawien durchzuschlagen. An der Grenze werden sie erwischt, von der Gestapo verprügelt, ausgeplündert und nach Wien zurück geschickt, in das neu eingerichtete Ghetto im 2.

Bezirk, in eine Wohnung in der Rotensterngasse 15. Dort teilt sie ein Zimmer mit fünf Leidensgenossen. Untertags strickt sie für ihren Lebensunterhalt. Nachts werden sie und die anderen zur Arbeit geholt, im Winter zum Schnee räumen. Riza und sie müssen auch das Arbeitspensum des schwer kranken Simon bewältigen.

Mit Hilfe von Schmuck, den die „arische“ Freundin von Sandors nach Ungarn geflüchtetem Bruder Ernö für sie aufbewahrt hat, zahlt Janka für einen Transport nach Palästina ein. Während sie wartet, findet sie eine billigere Möglichkeit und storniert ihre Vormerkung, um Riza mehr Geld zurücklassen zu können. Dann stellt sich heraus, daß sie betrogen worden ist. Janka sitzt fest.

13. November 1941: Schreibmaschinen, Fahrräder, Fotoapparate, Ferngläser müssen abgeliefert werden.

25. November 1941: Juden verlieren die deutsche Staatsangehörigkeit.

5. - 16. Jänner 1942: Pelze, Wolle, Skier, Ski- und Bergschuhe müssen abgeliefert werden.

15. Februar 1942: Das Halten von Haustieren, die Benutzung von Leihbüchereien für Juden verboten.

1. April 1942: Jüdische Wohnungen müssen mit einem Stern gekennzeichnet sein.

8. Mai 1942: Wienerwald, Bisamberg, Freudenau sind für Juden verboten. Einzige Grünoase bleibt die Israelitische Abteilung des Zentralfriedhofs.

12. Mai 1942: Janka wird zusammen mit Schwester und Schwager nach Izbica, Distrikt Lublin, in Polen deportiert.

Izbica ist ein Durchgangslager, wo die Deportierten Zwangsarbeit leisten müssen, bis sie in eines der Vernichtungslager weiter transportiert werden. Janka wird in Belsec ermordet.

Mit Rechtskraft am 31. Oktober 1950 wird Janka Adler für tot erklärt:

„Auch bei Anlegung eines strengen Maßstabes ... erachtete das Gericht, daß die Umstände unter denen die Verschollene vermißt ist, derartige sind, daß mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit gesagt werden kann, daß sie sich in Lebensgefahr befunden hat.“

Berücksichtigt man überdies, daß seit dem Kriegsende ... bereits mehr als ein Jahr vergangen ist und die Verschollene noch immer kein Lebenszeichen von sich gegeben hat, ... dann gewinnt die Annahme, daß die Verschollene bereits tot ist, um so mehr Wahrscheinlichkeit.“

SIMON UND RISA STEINER

Text von Itzhak Lavie, ehemals Hans Löwenstein

Risa Steiner, geborene Adler, war die Schwester meiner Mutter Janka Löwenstein. Sie wurde 1877 in 'Nemes Olica', heute 'Semianska Olica', geboren; damals lag das in Österreich –Ungarn, heute in der Slowakei. Risa war 17 Jahre älter als Janka und hat meine Mutter aufgezogen.

Risas Familie war arm und die Kinder mussten früh auf eigenen Beinen stehen. Es waren insgesamt sechs Geschwister, drei Brüder und drei Schwestern.

Risa heiratete Simon Steiner. Er stammte aus der Gegend von Nitra, damals Tschechoslowakei. Von ihm weiß man nicht viel. Er diente im Ersten Weltkrieg als Korporal in der österreichisch-ungarischen Armee. Er war wohlhabend. Als ich ein Kind war, war er bereits ein kränklicher Mann.

Simon Steiner und sein Schwager Alexander Löwenstein hatten das Textilgeschäft "Simon Steiner & Co" in der Favoritenstrasse 130, Ecke Buchengasse.

Die "Mutter –Tochter" Beziehung zwischen Risa und Janka haben ihr Leben bestimmt und wahrscheinlich auch ihren gemeinsamen Tod.

Familie Steiner wohnte anfangs am Reumannplatz, damals noch 'Bürgerplatz', aber sie zogen dann in die Ettenreichgasse 9, Tür 10, und Familie Löwenstein wohnte in demselben Haus, einen Stock höher Tür Nummer 17.

Simon war angeblich ein sehr guter Mensch, der jedem gab, was er verlangte, eine Eigenschaft die ihm als Kaufmann nicht zum Vorteil gereichte. Risa dagegen war eine geschäftstüchtige Frau und hatte für Ausgleich gesorgt.

Sie hatten einen Sohn, Erich Steiner und man sorgte dafür, dass er alles hatte, was eben ein junger österreichischer Junge brauchte um standesgemäß aufzuwachsen. Erich kam im Jahre 1919 zur Welt, maturierte auf der Realschule, und sollte auf die Universität. Dazu kam es nicht.

Risa war religiös, sie führte einen koscheren Haushalt, und Simon war im Vorstand des Tempels in der Humboldtgasse. Jeden Samstag ging er in den Tempel, wo er und die anderen Vorstandsmitglieder, im Zylinder, auf ihren speziellen Sitzen saßen. Samstag waren weder Risa noch Simon im Geschäft. Nur Alexander, der ein neologischer Jude war, hatte die Aufsicht. An jüdischen Feiertagen war das Geschäft geschlossen.

Familie Steiner war modern. In ihrem Haus gab es sogar ein Radio. Das hört sich heute komisch an, aber damals war es nicht Standard.

Es gab ein modernes Badezimmer und Erich hatte ein Zimmer, das von einem Innenarchitekten geplant war.

Erich hatte sein eigenes Auto, ein "Steyrer Baby", und eine vielversprechende Zukunft, aber es kam anders.

Nach dem "Anschluss" wurde das Geschäft arisiert wie alle anderen auch. Nichts wurde ihnen erspart. Straßenwaschen und andere Schikanen waren ihr tägliches Brot. Dazu kam noch die Sorge um die Zukunft und vor allem natürlich die Sorge um die Kinder.

Erich gelang die Ausreise in die Schweiz. Dort konnte er sich aber auch nicht lange aufhalten und fuhr nach England, wo er später in das englische Militär ging und dann als Engländer eine Familie gründete.

Texte übernommen von: <http://steinedererinnerung.net/>

DOKUMENTE

NOVEMBERPOGROM - AUFTAKT ZUM MORDEN

Wiener Radiosendung am 10. November 1938

Moderator: „Wien, 10. November. Wir stehen mit unserem Mikrophon in dem großen Leopoldstädter Judentempel. Ihn heute noch so zu bezeichnen ist eigentlich schon etwas geschmeichelt, denn die erbitterten Einwohner, arischen Einwohner dieses Bezirks haben nach dieser ruchlosen Tat von Paris es sich nicht nehmen lassen, auch hier ihren abgrundtiefen Haß gegen das Judentum zu bezeigen. Der Judentempel war in wenigen Minuten ein Raub der Flammen, und wenn wir uns jetzt hier in diesem orientalischen Kuppelbau umsehen, dann ist von dem eigentlichen Tempel, von diesem prunkvollen und mit viel Geld erbauten Gebäude nur mehr das Gerippe, das alte Gerüst übriggeblieben; und dieses Gerüst ist schon so baufällig, daß das Wahrzeichen des Judentums, auf das sie besonders in Wien so stolz waren, hoffentlich in wenigen Tagen zur Gänze dem Erdboden gleichgemacht wird und zur Gänze hier in Wien verschwinden wird. Die Wiener Bevölkerung, die immer mit erbittertem Grimm in der Tempelgasse an diesem Prunkbau vorbeigegangen ist, steht jetzt auf der Straße, und jeder möchte gerne hereinsehen, möchte sich überzeugen, wie es hier aussieht und ob tatsächlich alles so ist, wie es ihm ums Herz ist, nämlich so, daß man es nicht wieder aufbauen kann. Bei uns sind die Männer der Feuerwehr, die Männer der SA und der Kreisleitung. Hier muß man es wieder der Partei zuschreiben, daß das Judentum vor dem größten Unglück bewahrt wurde, wenn auch die Volksmeinung und die Massen der Bevölkerung erbittert gegen die Juden auftreten, so ist es immer wieder die Partei, die ihnen wenigstens noch das Leben rettet und sie vor dem gänzlichen Untergang bewahrt; denn hier hat die Partei Verständnis, die Partei zeigt, daß ein kultiviertes Volk der Deutsche ist, und nicht wie der Jude behauptet, der Deutsche sei ein Volk der Babaren. Die Juden können es sich nur selbst zuschreiben, dass es soweit gekommen ist, und das werden mir alle, die hier um mich herumstehen, bestätigen können. (...)

Und die Männer der SA, die hier ihren Absperrdienst vollbringen, die können vielleicht auch etwas erzählen, wie das Ganze vor sich gegangen ist.“

SA-Mann: „Na, ich bin erst kurze Zeit hier. Aber wir räumen den Platz jetzt, weil Einsturzgefahr beim Tempel ist. Es befindet sich sonst niemand hier in der Gegend.“

Moderator: „Na, es ist jetzt alles weg. Leute stehen nicht mehr auf der Straße, und wir werden auch gleich verschwinden. Also, ich glaube, der Tempel kann ohne weiteres einstürzen.“

SA-Mann: „Ja.“

Moderator: „Wir haben alle nichts dagegen.“ - (Heiteres Gelächter; mehrere Stimmen: „Na. Na. Na!“ - „Selbstverständlich!“)

Dokumentiert in: Doron Rabinovici: Instanzen der Ohnmacht. Wien 1938-1945. Der Weg zum Judenrat (Frankfurt a. M.: Jüdischer Verlag bei Suhrkamp, 2000), Kapitel 6

BRIEFE AN DEN REICHSKOMMISSAR GAULEITER BÜRCKEL

Quelle: Hans Safrian/Hans Witek. Und keiner war dabei. Dokumente des alltäglichen Antisemitismus in Wien 1938 (Picus verlag, Wien 2008)

An den Herrn Reichskommissar Gauleiter Josef Bürckel

Wien, 15. Jänner 1939

Am 12. November 1938 habe ich mir erlaubt, sehr geehrter Herr Reichskommissar, das in Abschrift beiliegende Gnadengesuch an Sie zu richten.

Nun steht meine Auswanderung unmittelbar bevor. Mir wurde in Hongkong eine Stelle zugesagt, und ich habe bereits die Einreisebewilligung der englischen Behörden und könnte Ende Feber mit meiner Familie Wien verlassen. Ich habe inzwischen um die Abfertigung meiner Pension im städtischen Elektrizitätswerk eingereicht, habe aber leider von Herrn Direktor Dr. Kiehrer den Bescheid bekommen, dass derzeit die Auszahlung von Abfertigungen oder Vorschüssen einstellt ist.

Da ich für die Bezahlung der drei Schiffskarten nun gar keine Mittel zur Verfügung habe, bitte ich nochmals inständigst um gnadenweise Freigabe der am 12.XI.1938 beschlagnahmten Werte, um meine und meiner Familie Auswanderung zu ermöglichen.

Ing. Eduard Lippa

Sehr geehrter Herr Reichskommissär!

Ich erlaube mir, mit folgendem Anliegen an Sie heranzutreten. Ich bin eine 91-jährige Witwe und wohne seit dem Jahre 1912 mit meiner Tochter in Wien IX. Währinger Gürtel No. 142 Tür 11 (Zimmer, Kabinett, Küche, Vorzimmer).

Anfang November erhielt ich die gerichtl. Kündigung mit 1. Februar 1939. Am 10. Nov. gegen 4h 30 nachmittags erschien ein Trupp von ca. 10 Männern in meiner Wohnung und forderte uns stürmisch auf innerhalb von 10 Minuten die Wohnung zu verlassen, wobei uns untersagt wurde, irgendetwas mitzunehmen.

Woche für Woche wurde ich vertröstet, dass wir die Schlüssel zur Wohnung bald erhalten werden. Vor einigen Tagen war meine Tochter im Wohnungsamte der Gemeinde Wien, wo ihr gesagt wurde, am Donnerstag, Freitag, spätestens aber Samstag werden die Schlüssel ins Haus gebracht und ihr übergeben. Sie wartete aber vergebens. Am Sonntag gegen 19 h erschienen zwei Herren (einer in SA-Uniform) im Hause mit den Schlüsseln und begaben sich nach Entfernung der Siegel in die Wohnung, welche sie nach kurzer Zeit wieder verliessen.

Heute Sonntag waren sie wieder in der Wohnung und verschoben im Beisein des Hausbesorgers die Möbelstücke ins Kabinett. Der Herr in Zivil soll der neue Mieter sein. Ich selbst, die bisherige Inhaberin der Wohnung, bin davon bisher nicht verständigt worden.

Ich bin nun auf das Äusserste darüber bestürzt, dass ich weder die Schlüssel erhalten habe, noch meine Wohnung bis zum gerichtl. Kündigungstermin benützen darf, und dass die Wohnung, in der sich alle meine Sachen befinden, ohne meine Wissen von einer neuen Wohnpartei bezogen wird, und mir so nicht einmal Gelegenheit geboten wurde, meine Möbel und Habseligkeiten vor Einzug des neuen Mieters aus der Wohnung zu entfernen.

Ich bin eine arme, alte, kränkliche Frau, die von einem im Auslande wohnenden Tochter unterstützt wird, und habe gehofft, dass auf mein hohes Alter Rücksicht genommen werden wird.

Ich richte nun an Sie, sehr geehrter Herr Reichskommissär, die ergebenste Bitte wenn es nicht möglich sein sollte, mich in der Wohnung bis zum Kündigungstermin zu belassen, gütigst veranlassen zu wollen, dass mir zumindest Gelegenheit und Zeit geboten werde, mein Eigentum in Ordnung aus der Wohnung zu entfernen und zu übersiedeln. Mit dem Ausdruck ergebenster Hochachtung

Sara Berger

An den Reichskommissar der Ostmark.

Wien, 28. Jänner 1939

In der Nacht vom 14. auf den 15. November d. J. wurden meine alten Eltern und ich aus den Betten geholt und in ein Sammelquartier gebracht.

Mein 75 jähriger Vater wurde auf die bloße Bitte um Legitimation der in Zivil erschienen Organe geschlagen. Er sollte am nächsten Tage bei Ihnen, Herr Reichskommissar, vorsprechen, wurde aber nicht vorgelassen.

Dadurch sich vollkommen recht- und schutzlos fühlend, beging er in dieser verzweifelten Situation am gleichen Tage im Garten seines Landhauses Selbstmord.

Mein Vater, der gebürtiger Wiener war und eine seit Generationen in Wien ansässigen Familie entstammte hat in seinem 75 jährigen Leben sich weder politisch noch sonstwie gegen die bestehenden Gesetze vergangen.

Er war vollkommen unbescholten und in seiner Rechtschaffenheit immer angesehen. Unser Haus, an dem mein Vater mit besonderer Liebe hing, ist das einzige Ersparnis, das mein Vater in einem arbeitsreichen Leben schaffen konnte. Wir besitzen sonst keinerlei Vermögen und ziehen aus diesem Besitz auch keinen Nutzen. Die Judenabgabe bestimmt nun, dass wir den auf uns entfallenden Betrag in barem Gelde erlegen. Da wir, wie schon erwähnt, vermögenslos sind, sind wir nicht im Stande, die Zahlung zu leisten. Ich richte nun an Sie, Herr Reichskommissar, die Bitte, die Möglichkeit zu geben, dass meine 73 jährige Mutter für ihre Lebenszeit im Besitze dieses Hauses bleiben kann. Ich bitte es dieser ohnehin schon schwer getroffenen Frau zu ersparen, dass sie hochbetagt ihr Heim verlassen muss.

Da unser Haus unbelastet ist, wäre durch eine Vormerkung die volle Sicherheit für die erwähnte Abgabe gegeben. Wir haben bereits am 12. Dezember v.J. bei der Vermögensverkehrsstelle in Wien ein Gesuch um Stundung überreicht, erhielten jedoch vom Finanzamt die Vorschreibung zur Zahlung bei Androhung der event. Zwangsversteigerung. Überdies kamen uns während der 3 wöchigen Sperre der Wohnung, Kleider, Wäsche und Schuhe abhanden. Herr Reichskommissar, ich bitte Sie nochmals meiner leidenden Mutter für ihre Lebenszeit die Möglichkeit zu geben, das Heim zu erhalten. Mit besonderer Hochachtung

Berta Biss

An den Beauftragten des Führer, Gauleiter Josef Bürckel

Gertrude Wallach sucht für ihren Ehegatten Dr. Richard Wallach um Nachsicht d. Entrichtung der Judenvermögensabgabe an.

Ich bin Vollarierin und mit Herrn Dr. Richard Wallach verheiratet, welcher gemäss der Rassengesetze Jude ist. Er hat daher gemäss der Verordnung vom 12.11.1938 die Kontribution von seinem Vermögen zu leisten, wovon die erste Rate von 5 % am 15.12.1938 fällig ist.

Mein Gatte Dr. Richard Wallach wurde am 10.11.1938 aufgefordert, unter Mitnahme seiner Militärpapiere, aus welchen hervorgeht, dass er im Weltkriege Frontkämpfer war, in die Ortsgruppenleitung zu kommen und wurde dort selbst in Schutzhaft genommen. Aus dieser Schutzhaft wurde er in bewusstlosem Zustand in das Sofienspital eingeliefert, wo selbst festgestellt wurde, dass ihm Schädeldecke zertrümmert wurde. Und dass der Sehnerv des einen Auges zerstört ist. Es musste an ihm sofort eine Schädeloperation vorgenommen werden. Er liegt schwerkrank im Sofienspital und es muss jede Aufregung von ihm ferngehalten werden, weil die Gefahr bestand, dass eine Gehirnhautentzündung eintreten könnte. Er ist daher nicht in der Lage, seine Angelegenheiten selbst zu ordnen, weshalb ich das als seine Ehegattin für ihn besorgen muss.

Mein Mann war Lehrer an der Handelsakademie und bezieht eine Pension von RM 254,- brutto, wovon nach Abzug der Versicherungsbeiträge RM 221,- erübrigen. Er hätte zwar als Frontkämpfer Anspruch auf eine höhere Pension gehabt, jedoch wurde dieselbe nicht zur Auszahlung gebracht. Von dieser Pension, so wie von den Zinsen seines angemeldeten Vermögens, muss der Lebensunterhalt für ihn, für mich und zwei heranwachsende Kinder bestritten werden. Überdies muss von diesem Einkommen auch die hochbetagte Mutter meines Gatten unterstützt werden.

Ich glaube und bringe im Interesse meines Gatten vor, dass demselben für die in Schutzhaft erlittene schwere Verletzung eine entsprechende Entschädigung zuzuerkennen wäre, und dass dieselbe zumindest darin bestehen könnte, dass ihm die Kontribution erlassen werde.

Stelle daher die Bitte, meinem Ehegatten Dr. Richard Wallach die Leistung der Vermögensabgabe nachzusehen.

Gertrude Wallach

Privatbrief vom 20. November 1938

Mein lieber Otto!

Wien, 20. November 1938

Da heute endlich ein Tag ist, wo mir etwas besser ist, zumindest bis jetzt, so will ich denselben benützen, um an Dich zu schreiben. Du scheinst der Reserl ihr Schreiben nicht erhalten zu haben. Das Kind war so verstört, dass sie sich an dich gewandt hat mit der Bitte, Du möchtest raten und helfen, und wieder so gütig sein, an unsere Tante Malwine zu schreiben. Kannst Dir ja gar nicht denken, wie es bei uns ausgesehen hat. Papa mit der Kopfverletzung, verbunden, ich mit schweren Anfällen im Bett, alles verwüstet und zerschlagen. Und das arme Kind sollte pflegen, kochen, rennen und war doch selbst noch ganz erschlagen. Nun sind schon fast 14 Tage vorüber und noch immer kann ich mich nicht fassen. Dass wir denselben Besuch hatten wie Jom Kippur [5. Okt. 38], habe ich schon einmal gemeldet, nur endete er eben so tragisch und blutig. Zuerst war ich ja nur froh, dass wir es überlebten, aber als ich dann sah, dass ich kein Kleid, keinen Mantel habe, und zum Überfluss auch kein einziges Stückel Wäsche mehr, da habe ich von neuem geglaubt, mir bricht das Herz. Dass Du nicht vielleicht glaubst, es ist eine Übertreibung, sei Dir erzählt, dass, als der Dr. kam, Papa, Rosa und Herta zu verbinden, die alle 3 fürchterlich aus den Köpfen bluteten, da konnten wir ihm weder ein Handtuch, noch sonst irgend ein Wäschestück geben, dass er sich das Blut abwischen kann, so musste er weggehen. Dadurch, dass alle Gläser, Fenster und Spiegel eingeschlagen wurden, meine arme Psyche musste auch dran glauben, waren so viele Scherben und Splitter, dass wir nicht ein noch aus wussten. Nächsten Tag schickte man mir 2 Hemden zum Anziehen, 1 für Papa und mich, wie viele Tränen ich vergossen habe, kann ich Dir nicht sagen, bettelarm sind wir geworden, nicht einmal das Notwendigste besitzen wir zum anziehen, nicht auf die Gasse können wir gehen, übrigens habe ich auch kein Verlangen danach! Aber das war noch nicht genug, nach 2 Tagen wurde uns die Nachricht zuteil, ich müsste sofort Platz machen und noch 2 Familien in meine Wohnung einziehen lassen, und zwar 3 Stunden musste ich räumen. Was blieb mir übrig, als aufzustehen und alles vom Schlafzimmer ins Speisezimmer stecken, und die 2 Parteien vom Haus, Frau Kramer mit 2 Kindern, und Frau Ternner mit 1 Kind und kranken alten Mutter zogen zu mir ein. Du kannst Dir nicht vorstellen, wie es bei mir aussieht. In dieser kleinen Küche sollen nun 3 Frauen kochen und wirtschaften. Nicht zum Umdrehen! Oft und oft verzichteten wir lieber aufs Essen. Wie soll das weitergehen. Dabei keine Aussicht auf Hilfe, Malwine haben wir sofort nach der Katastrophe deponiert, keine Antwort! Von meiner Schwägerin Minschel hat Iloch einen Anzug und einen Winterrock von meinem verstorbenen Schwager Adolf bekommen. Er geht aber auch nicht auf die Gasse, weil er so verbunden ist. In den nächsten Tagen muss er aber zur Kultusgemeinde melden. Vielleicht geben die uns irgendeine Hoffnung. Lieber Otto, ich muss mein Schreiben abbrechen, weil ich wieder Schmerzen bekomme.

Viele herzliche Grüsse, Deine unglückliche

Gisa

Bitte schreibe mir bald wieder! Wenn ich nur wenigstens wieder gesund werden möchte!

ANTISEMITISCHE VERFOLGUNG UND WIDERSTAND IN EUROPA

SOWJETUNION

(...) Die Schlucht von Babi Jar liegt am Ende einer sehr langen, breiten Ahornallee. Ich weiß, daß die Juden eine solche Straße entlanggehen mußten, bis sie die Schlucht erreicht hatten, in der sie erschossen wurden. 33.771 Juden, an zwei Tagen, am 29. und 30. September 1941. (...)

Fünf Tage nach dem Anschlag hing folgendes Plakat in Kiew an Bäumen und Zäunen:

„Alle Juden der Stadt Kiew und der Umgebung müssen sich am Montag, den 29. September 1941, um acht Uhr morgens an der Ecke Melnikowskaja und Dochturowskaja (neben dem Friedhof) einfinden. Ausweise, Geld, und Wertsachen sind mitzubringen, ebenso warme Kleidung, Unterwäsche usw. Jeder Jude, der dieser Anordnung zuwiderhandelt und an anderen Orten angetroffen wird, wird erschossen. Jeder Bürger, der in eine von Juden verlassene Wohnung eindringt und sich Sachen aneignet, wird erschossen.“

Derselbe Text folgte auf ukrainisch und dann auf deutsch.

Ich las bei Kusnezow den Bericht der Dina nach. Hier eine Zusammenfassung:

„Sie ging auf die Straße, um den Befehl zu lesen. Sie ging rasch weiter, niemand verweilte länger an diesem Ort. Dinas Eltern lebten noch, waren aber alt und kränkelten. Dinas Mann war Russe, sie hatte also einen russischen Familiennamen. Auch ihr Äußeres war keineswegs jüdisch.

In der Luft war ein lautes Stimmengewirr, die Menge dröhnte. Das ganze ähnelte einer Demonstration, wenn die Straßen, genau wie jetzt, vom Volk überflutet sind. Diese dröhnende Prozession wollte und wollte nicht enden. Es war nicht ohne weiteres zu verstehen, was hier vorging. Wie viele andere war auch sie bisher der Meinung gewesen, daß dort vorn ein Zug steht. In nicht allzu weiter Entfernung hörte man es schießen. Die ganze Atmosphäre ringsherum war unheilvoll und panisch. Die Menschen schubsten einander beim Versuch, eine Schlange zu bilden. In diesem Chaos verlor Dina ihre Eltern.

In diesem Augenblick betraten sie einen langen, engen Durchgang, den zwei Reihen Soldaten mit Hunden bildeten. Die Soldaten schlugen auf die Gehenden ein. Sich zu verstecken oder auszuweichen war völlig unmöglich. Grausame Hiebe, die den Getroffenen sogleich blutig schlugen, prasselten von links und rechts auf die Köpfe, Rücken und Schultern nieder. Die Soldaten brüllten: Schnell, schnell. Von hinten

drängten neue Menschen nach. Die Menge schritt über die Leiber der Gestürzten hinweg und zertrat sie.

Die Gehenden, die kaum noch bei Sinnen waren, taumelten auf ein Areal zu, das von Soldaten abgesperrt war. Es war ein mit Gras bewachsener Platz. Das Gras war mit Unterwäsche, Schuhwerk und Kleidungsstücken übersät. Dina bemerkte, daß ihr aus der Gruppe der Entkleideten, die jetzt abgeführt wurden, jemand zuwinkte und etwas zurief. Es war ihre Mutter.

‚Tochter, rette dich!‘ rief die Mutter, ‚du siehst nicht ähnlich aus.‘ Dina ging kurzentschlossen auf einen Polizisten zu. Er verlangte ihren Ausweis. Sie wollte etwas aus ihrem Täschchen holen, aber er griff selbst nach dem Täschchen. In der Tasche waren Geldscheine, das Arbeitsbuch sowie ein Gewerkschaftsausweis. In diesem Ausweis war die Nationalität nicht angegeben. Der Familienname Pronitschewa überzeugte den Polizisten. ‚Setz dich dorthin. Sobald wir die Juden abgeknallt haben, lassen wir dich raus.‘

Dina ging zur Anhöhe hinüber und setzte sich. Direkt vor ihren Augen spielte sich, wie auf einer Bühne, das entsetzliche Geschehen ab. Aus dem Korridor, den die Soldaten bildeten, taumelten kreischende, zusammengeschlagene Menschen und wurden von Polizisten in Empfang genommen, die weiter auf sie eindroschen und ihnen die Kleider vom Leibe rissen. So ging es endlos weiter.

Dina sagte, einige Opfer hätten hysterisch gelacht. Sie versicherte, sie habe mit eigenen Augen gesehen, wie mehrere Menschen, während sie sich auszogen und zur Erschießung gingen, schlagartig graue Haare bekamen. Die nackten Menschen wurden in kleinen Reihen aufgestellt. Dann führte man sie durch eine Lücke, die schnell durch eine abfallende Sandmauer gegraben worden war. Was dahinter geschah, war nicht zu sehen, man hörte es nur schießen. Plötzlich kam ein offener Personenwagen angefahren, in dem ein eleganter Offizier saß. ‚Was sind das für Leute?‘ fragte der Offizier, und dabei wies er auf die Anhöhe. ‚Das sind Leute von uns‘, erwiderte der Polizist, ‚wir wußten nicht, ob wir sie laufenlassen müssen.‘ Da brüllte der Offizier los: ‚Sofort erschiessen! Wenn bloß einer hier herauskommt und in der Stadt etwas erzählt, kommt morgen kein Jude mehr hierher.‘

Dina schritt ungefähr im zweiten Dutzend. Sie gingen durch die Lücke. Jetzt öffnete sich vor ihnen eine Art Arena mit beinahe senkrecht abfallenden Wänden. Man trieb sie auf einen ganz schmalen Sandvorsprung. Als die ganze Reihe auf dem Vorsprung stand, stand ein Deutscher vom Lagerfeuer auf und begann mit dem MG zu schießen. Dina fühlte, mehr, als sie es sah, wie die Leiber den Vorsprung hinunterfielen und wie sich die Bahn der Geschosse ihrem eigenen Leib näherte. Sie wartete die Kugel nicht ab und sprang, mit geballten Fäusten, selbst hinunter.

Sie hörte irgendwelche Körperlaute. Rings um sie herum und unter ihr wurde gestöhnt. Die Soldaten schossen mit Pistolen auf jene Opfer, die noch zu leben schienen. Sie hörte neben sich Schritte. Die Deutschen waren hinuntergestiegen und gingen jetzt über die Leichen. Ein SS-Mann stieß auf Dina, sie kam ihm verdächtig vor. Er hob Dina hoch und begann auf sie einzuschlagen. Aber sie ließ sich wie ein Sack hängen und gab kein Lebenszeichen von sich.

Sie hörte das Scheppern von Spaten, hörte, wie der Sand dumpf auf die Leiber fiel, immer näher zu ihr her. Dann spürte sie den Sand auf ihren eigenen Körper fallen. Der Sand drohte sie zu ersticken, sie war nahe dran loszuhusten. Mit letzter Mühe unter-

drückte sie Husten. Dann wurde ihr leichter. Schließlich hatte sie sich kleine Löcher in den Sand und kroch Fußbreit um Fußbreit in die Höhe. Als sie oben anlangte, griff sie einen Strauch. Sie klammerte sich verzweifelt an ihm fest und erreichte festen Boden.“ (...)

Siegmond Leiner, Direktor einer Konservenfabrik, wartete bereits geduldig und freundlich, wie überhaupt fast alle, mit denen wir sprechen wollten, geduldig und freundlich sind und sich zum Schluß bei uns bedanken, bis auf diejenigen, die noch Angst haben. Mit Herrn Leiner fahren wir nach „Piaski“, zu deutsch „Sand“. Es war die Erschießungsgruppe für die Juden aus Lemberg und Umgebung. Deutsche Quellen nennen die Zahl von 200.000 erschossenen Juden. Was wir nun sehen, einige Kilometer außerhalb der Stadt, ist dies: ein Grasabhang, ein bißchen Sand, daneben eine Fabrik. So sieht das Grab von Zehntausenden erschossenen Juden aus. Siegmund Leiner war im KZ Janowska, das direkt neben diesem Abhang lag, er sah und hörte genug. Er hörte zum Beispiel auch, daß Frauen, die mit ihren Kindern nackt drei Tage und drei Nächte auf die Erschießung warteten, angesichts des Gemetzels schließlich darum flehten, endlich erschossen zu werden.

Was haben Sie von den Erschießungen gehört?

Im Sommer 1943 haben sie die Menschen aus dem Ghetto hierhergeführt und erschossen. Das ging viele Tage lang. Tag und Nacht hörte ich die Maschinengewehre. Als das ganze Lemberger Ghetto vernichtet war, stellten sie die „Brigade 1005“ auf. Das waren mehr als hundert Menschen, und die haben alle Toten verbrannt.

Wie viele Menschen sind hier erschossen worden?

Hier wurden mehr als 100.000 aus dem Ghetto erschossen. Im Ghetto in Lemberg waren 150.000 Juden.

Also, es sind nicht alle hierhergekommen?

Nein. Ein Teil ist nach Belzec gekommen und dort in den Gaskammern vernichtet worden.

Aus: Lea Rosh, Eberhard Jäckel: Der Tod ist ein Meister aus Deutschland. Deportation und Ermordung der Juden; Kollaboration und Verweigerung in Europa. (Köln: Komet, 1990)

BULGARIEN

Der bulgarische Fall ist außerordentlich. Einerseits war Bulgarien neben Vichy-Frankreich und der Slowakei der einzige Staat, der auf deutschen Wunsch, aber ohne unmittelbaren Zwang und mithin freiwillig Juden an Deutschland auslieferte. Andererseits war Bulgarien das einzige Land, in dem eine Protestbewegung der Bevölkerung die Auslieferung wenigstens der eigenen Juden verhinderte. Zwar wurden diese auch weiterhin verfolgt und aus Sofia in die Provinz ausgeliefert, aber sie überlebten. Im Herbst 1943 wurden die antijüdischen Maßnahmen gelockert und im August 1944 überhaupt aufgehoben. Das zeigt, daß die bulgarische Judenpolitik hauptsächlich aus Willfährigkeit gegenüber Hitlerdeutschland hervorgegangen war. (...)

Unser Kontaktmann in Sofia war Angel Wagenstein. (...)

Er zeigt uns seinen DEFA-Film „Sterne“, einen Film über die Deportation der thrakischen Juden. Das sind jene 4.221 Juden, die Bulgarien freiwillig, ohne Not, an die Deutschen ausgeliefert hat. Genauso wie die 7.122 Juden aus Makedonien. Die thrakischen und makedonischen Juden waren für den bulgarischen Zaren eben „die fremden Juden“. Alle sind nach Treblinka deportiert und dort ermordet worden. Das ist die eine Seite der bulgarischen Geschichte. Die andere Seite heißt: Widerstand und Rettung für die eigenen Juden, die aus Altbulgarien. (...)

Im Konferenzraum warten auf uns zehn ehemalige Widerstandskämpfer, ältere Leute natürlich, man kennt sich, umarmt sich (...). Eine Frau fällt mir besonders auf, sie hat ein breites, schönes Gesicht, dunkle warme Augen. Es ist Betty Danon, damals Widerstandskämpferin und Kommunistin, heute immer noch Kommunistin. (...) Sie hat, als die Juden deportiert werden sollten, in Sofia mitgeholfen, den großen Protestzug zum Schloß des Zaren zu lenken. Diese Massendemonstration, an der 10.000 Menschen teilgenommen haben, hatte eine Vorgeschichte:

Jedes Jahr wurden in Bulgarien am 24. Mai die Schriftgelehrten Kyrill und Method gefeiert. 1943 auch. Ein Feiertag im wahrsten Sinne des Wortes, mit Umzügen, Aufmärschen, Musik. Alle sind auf der Straße: Zar Boris, der das Volk segnende Metropolit und alle Widerstandsgruppen des Landes. Diese nutzen die Stunde. Sie funktionieren den Festzug zu einem Protestmarsch gegen die beschlossene Deportation der Juden um. Und das gelingt. Der Zar läßt die Juden von Sofia, und das sind 25.000, in der Umgebung der Stadt evakuieren, aber nicht in ein Vernichtungslager deportieren. Damit waren auch die übrigen Juden Bulgariens gerettet.

Sie verloren ihre Existenz, ihr Hab und Gut. Aber sie überlebten. Das nackte Leben, das war doch schon alles für einen Juden in dieser Zeit.

Frau Danon, berittene Polizei und berittenes Militär haben eingegriffen. Meine Frage ist: Verletzte gab es sicher, aber hat es auch Tote gegeben?

Tote gab es nicht, es gab nur Verletzte. Wir wurden von berittener Polizei und auch von Polizisten in Zivil umzingelt, und einige hundert Personen wurden verhaftet und

in ein Konzentrationslager geschickt. An der Spitze ging auch ein Rabbiner. Die ganze Manifestation stand unter der Losung: „Retten wir unsere Brüder, die Juden“.

Hatten Sie Angst, daß die Polizei schießen würde?

Wir hatten keine Angst. Wir sind auf Leben und Tod vormarschiert. Sympathie seitens der Polizei haben wir nicht gespürt, denn sie sind über uns hergefallen mit Peitschen, haben um sich geschlagen, einige Leute sind auch von den Pferden getreten worden. (...) In Kjustendil, einer kleinen Stadt südwestlich von Sofia, nahe der jugoslawischen Grenze, wird das Drama, das sich auch in Bulgarien abgespielt hat, anschaulich. Als im März 1943 die Juden aus Thrakien und Makedonien nach Treblinka deportiert wurden, begann parallel dazu die Vorbereitungen für Deportationen der Juden aus Altbulgarien. Natürlich war das streng geheim. Und dennoch sickerte die Nachricht am 8. März 1943 nach Kjustendil durch: Alle 940 Juden des Städtchens sollten deportiert werden. Die Züge standen schon bereit, vor die Viehwaggons wurden Strohballen gerollt, über die Luftschlitze der Wagen wurde Stacheldraht genagelt, auf die Schiebetüren der Davidstern gemalt. Eigentlich waren die Juden von Kjustendil zum Tode verurteilt. (...)

Wie kam die Information über die geplante Deportation der Juden von Kjustendil zu Ihrem Bruder?

(Fidel Baruch, Anm.) Der Vertreter des Judenkommissariats in Sofia hatte den hiesigen Bezirkshauptmann und den Bürgermeister um Hilfe beim Einsammeln der Juden und bei der Organisation der Deportation gebeten. Hier in der Apotheke hat man meinem Bruder mitgeteilt, daß seine Deportation bevorsteht.

Das heißt also, die beiden Stadtväter haben die Juden informiert?

Ja, natürlich. Sie haben meinen Bruder informiert. Mein Bruder ist in die Synagoge gegangen. Dort hatten sich alle namhaften Juden von Kjustendil eingefunden. Sieben oder acht davon, also Juden, haben dann beschlossen, die bulgarische Öffentlichkeit hier in der Stadt über die geplante Deportation zu informieren. 42 bulgarische Bürger der Stadt haben sich bereit erklärt, nach Sofia zu gehen, um den Juden zu helfen. (...)

Die 42, die gegen die geplante Deportation protestiert haben, waren ja eine politische Minderheit. Wie hat sich die übrige Bevölkerung den Juden gegenüber verhalten?

Nachdem bekannt wurde, daß die Deportation bevorstand, haben sich hier tragische Szenen abgespielt. Die Juden haben geweint, und Bürger wollten sofort die kleinen Kinder bei sich aufnehmen, damit sie der Deportation entgehen. (...)

Die Abordnung von Kjustendil, die zum Ministerpräsidenten fuhr, um den Protest gegen die geplante Deportation der Juden vorzubringen, wurde immerhin vom Vizepräsidenten der Sobranje, dem bulgarischen Palament, angeführt. Das Protestschreiben, das er übergab, trug die Unterschrift von 43 Abgeordneten. Der Innenminister gab am 9. März 1943 die Weisung, die in Altbulgarien in Lagern bereits zusammengefaßten Juden wieder freizulassen. Das geschah am 10. März 1943.

Aus: Lea Rosh, Eberhard Jäckel: Der Tod ist ein Meister aus Deutschland. Deportation und Ermordung der Juden; Kollaboration und Verweigerung in Europa. (Köln: Komet, 1990)

ITALIEN

(...) Die Italiener verabschiedeten am 30. November 1943 ein Gesetz, das besagt, daß alle Juden, die nicht aus gemischten Familien stammten, in speziellen Konzentrationslagern interniert werden sollten. Infolge dieses Gesetzes wurde eine Bürokratie in Gang gesetzt, die vom Innenministerium ausging. Demnach mußten die Juden von der italienischen Polizei verhaftet werden. Die italienische Polizei übernahm es also, die Juden aufzuspüren, falls sie flüchtig waren, übernahm auch ihre Verhaftung und ihre Internierung in die Konzentrationslager. Alles was darauf folgte, lag in den Händen der deutschen Nazis.

Wie kommt es, daß diese Befehle Mussolinis befolgt wurden? Waren es Bürokraten und Polizisten, die Faschisten waren, oder waren es ganz einfach Antisemiten?

(Primo Levi, Anm.) Es ist schwierig, in Italien von einer antisemitischen Bevölkerung zu sprechen oder von einer antisemitischen Bürokratie. Es gab eine Bürokratie, die antisemitisch eingestellt war, aber das ist eine andere Sache. (...) Es war eine Art Automatismus der Bürokratie, so ist es überall. Auf der anderen Seite muß man mit Nachdruck betonen, daß es gerade im Fall des einzelnen Polizisten, der Juden verhaften mußte, wo also eine einzelne Person auf eine andere trifft, viele Fälle von Rettungsaktionen für Juden gegeben hat. Es gab Polizisten, die vorher ankündigten, daß sie in die Häuser der Juden kommen würden, damit gaben sie ihnen Zeit zur Flucht. Es gab auch Polizisten, die falsche Protokolle ausstellten oder die Juden sogar versteckten. (...)

Carpi hat einen der schönsten und größten Plätze Europas. (...) In der meterdicken Stadtmauer ist das ungewöhnlichste Denkmal für ermordete Juden, das ich je gesehen habe, ein Museum der Erinnerung. In der Eingangshalle zunächst ein Foto vom Lager Fossoli, auf Riesenformat vergrößert: Baracken, Stacheldrahtzaun, Wachtürme. In dem großräumigen Gewölbe: Fotos, Schautafeln, Landkarten und Glasvitrinen, in denen das bißchen persönlicher Besitz ausgestellt ist, der den Inhaftierten geblieben war: Bücher, Tagebuchnotizen, Häftlingskleidung, Mützen, Schuhe, Brillen, Schnupfdosen, Zahnprothesen. Aber auch Folterwerkzeuge. Und dann kommt man in ein Gewölbe, vollgeschrieben mit Tausenden von Namen. Dunkle Schrift auf weißem Kalk, Vorname, Nachname. Die Namen aller 8.000 über Fossoli nach Auschwitz deportierten italienischen Juden. Ich stehe da und lese die Namen. Und Deutschland? Was gibt es bei uns? (...)

Die Italiener gehen anders mit ihren Toten um. Sie sind ja auch anders mit den Lebenden umgegangen. In Italien haben 26.000 von fast 40.000 italienischen Juden versteckt überlebt. In Deutschland haben ungefähr 5000 Juden versteckt überlebt. 5.000 von 160.000. (In Wien waren es 2.000 von 180.000 JüdInnen, Anm.) (...)

Im ehemaligen Ghetto von Rom leben auch heute noch vorwiegend Juden. An einer Hauswand in der Nähe des Tores ist eine kleine weiße Mamortafel angebracht: Erinnerung an die Razzia vom 16. Oktober 1943.

Vor der Jagd auf die Juden von Rom telegrafierte Konsul Modellhausen am 6. Oktober dem Reichsaußenminister:

„Obersturmführer Kappler hat von Berlin den Auftrag erhalten, die 8.000 in Rom wohnenden Juden festzunehmen und nach Oberitalien zu bringen, wo sie liquidiert werden sollen. Stadtkommandant von Rom, General Stahel, mitteilt mir, daß er diese Aktion nur zulassen wird, wenn sie im Sinne des Herrn RAM liegt. Ich persönlich bin der Ansicht, daß es besseres Geschäft wäre, Juden, wie in Tunis, zu Befestigungsarbeiten heranzuziehen...“

Der Reichsaußenminister aber ließ dem Konsul antworten:

„Der Herr RAM bittet, Rahn und Moellhausen anzuweisen, sich auf keinen Fall in diese Angelegenheit einzumischen, sie vielmehr der SS zu überlassen.“

Der Konsul war gegen „diese Angelegenheit“. Er wußte genau, warum. Nirgends in Europa waren die Juden so integriert wie in Italien. Sie gehörten dazu. Die Nichtjuden kämpften um ihre Juden, ließen sich ihre Mitbürger nicht einfach wegnehmen.

Franca Magnani erzählt von einer Contessa, die ihren Palazzo an der Grenze zum ehemaligen Ghetto hatte. Eine Häuserseite grenzte an das Ghetto, die andere an das christliche Viertel. Als die Jagd begann, zog sie die Juden auf der Ghettostraßenseite in ihr Haus. Auf der Rückseite, im Christenviertel, waren die Deutschen nicht. Dort zeigte sie ihnen den Fluchtweg. Dichtung oder Wahrheit? Wenn ich noch Zweifel hatte, wurden sie durch einen „glaubwürdigen“ Zeugen ausgeräumt. In dem ehemaligen SS-Quartier, einem fünfstöckigen Haus mit Verhörzellen, ein paar Straßen weiter, finde ich ein Dokument, das die Haltung der italienischen Bevölkerung belegt. „Autor“ dieser Schilderung ist der SS-Obersturmführer Kappler. Der berichtet dem SS-Obergruppenführer Wolff, der zu dieser Zeit im Feldhauptquartier von Himmler war, am 18. Oktober 1943 von der Razzia in Rom:

„...Beteiligung der italienischen Polizei war in Anbetracht der Unzuverlässigkeit in dieser Richtung unmöglich. ...Verhalten der italienischen Bevölkerung eindeutig passiver Widerstand, der sich in großer Reihe von Einzelfällen zur aktiven Hilfsleistung steigerte. ...Verschiebungsversuche der Juden bei Eindringen deutscher Polizisten in das Haus in Nachbarwohnungen waren eindeutig zu beobachten und dürften verständlicherweise in zahlreichen Fällen vorgekommen sein. ...Antisemitischer Teil der Bevölkerung trat während der Aktion nicht in Erscheinung, sondern ausschließlich die breite Masse, die in Einzelfällen sogar versuchte, die Polizisten von den Juden abzudrängen...“

Die „Beute“ der Deutschen war dementsprechend: Statt der erhofften 8.000 Juden haben sie nur 1.007 Juden gefangen.

Aus: Lea Rosh, Eberhard Jäckel: Der Tod ist ein Meister aus Deutschland. Deportation und Ermordung der Juden; Kollaboration und Verweigerung in Europa. (Köln: Komot, 1990)

